andere im Sprung vorwärts gehen. An den Steinbrüchen zur Linken hämmern jetzt Maschinengewehre.

Zwischen ein paar Büschen kriecht jemand zurück, auf ein Stöckchen zu, das am Boden liegt. Er hatte dies Andenken, das er im ganzen Krieg trug, verloren. Rundum spritzt der Sand in die Höhe. Ein polnisches Maschinengewehr hat sich ausgerechnet diesen Fleck für seine Geschosse ausgesucht. Der Oberleutnant v. T. stutzt einen Augenblick, dann springt er vorwärts, ergreift sein altes liebes Stöckchen und verschwindet nach vorn zu seinem Zuge.

Schlageter hatte beim Vorgehen bemerkt, daß zwischen den Steinbrüchen und dem Berge eine Lücke in der polnischen Front klaffte. Er zieht sich hindurch, steht bald in der Flanke der Polen, in die seine Geschosse einschlagen. So waren die Batterien auf dem Annaberg, die ununterbrochen Granaten in die Gegend schickten, isoliert.

Der Annaberg wurde dann vom Korps Oberland genommen.

Um 2 Uhr mittags stand das Bataillon hoch oben auf dem Annaberg bei Poremba, zu seinen Füßen lag Leschnitz. Weit drüben glitzerte die Oder. In der Niederung standen noch polnische Kräfte. Auf den Vorhöhen des Annaberges wurde eine Batterie erobert. Endlich erhielt Schlageter ein paar Granaten für sein Geschütz. Das Korps Oberland hatte schwere Verluste durch feindliche Artillerie.

Kleinkrieg. Nehmen von Dörfern. Verbesserung von Stellungen. Immer schlagfertiger werden die deutschen Selbstschutztruppen. Schlageter, der auf vorgeschobenem Posten stand, hatte sich eine besondere Taktik für diesen Kleinkrieg, der so viele Merkmale des großen Krieges trug, ausgedacht. Sein Geschütz, das inzwischen die erbeutete Munition vom Annaberg zur Verfügung hatte, stand gewöhnlich zu besonderer Verwendung vor seinem Quartiere. Ging es hart auf hart und tauchten die Polen in dichten Wellen aus den Getreidefeldern auf, dann wurde die Kanone in die Schützenlinie vorgeschoben und

auf knappe zweihundert Meter krachten die Granaten in die erschrockenen Feinde hinein. Ein zweiter Schuß genügte meist, um den Angriff zum Stehen zu bringen.

Eines Tages beobachteten zufällig Major von Löwenfeld und Admiral von Rebeur, Paschwitz, die Abwehr eines solchen Angriffs. Major von Löwenfeld, der alte Generalstäbler, fragte kopfschüttelnd Schlageter: „Sie haben sich da eine recht merkwürdige Taktik angeeignet! Kommen Sie damit eigentlich immer aus?"

Schlageter sah den Major in seiner ruhigen und bescheidenen Art an: „In dem Kampf gegen Insurgenten entscheidet in erster Linie der moralische Eindruck, Herr Major! Mit Draufgehen erreicht man hier alles!"

Der deutsche Selbstschutz wäre nun in der Lage gewesen, auch das eigentliche Industriegebiet aus den Händen des polnischen Terrors zu befreien. Die Polen, der Zähigkeit des Krieges nicht gewohnt, gaben überall dem deutschen Angriff nach. So hatte Pan Korfanty ihnen die Lage nicht geschildert. Der Traum von dem kurzen, siegreichen Marsch bis dicht vor Breslau war zu Ende. Man erkannte die Schwere und Bitterkeit des Krieges.

Da griff Le Rond entscheidend ein. Er mußte befürchten, daß jeden Tag der Vormarsch des deutschen Selbstschutzes begann. Er wußte, daß seine eigenen Mannschaften und Offiziere zwar ausgezeichnet mit der Reitpeitsche fuchteln konnten, und sich gegenüber einer wehrlosen Bevölkerung durchzusetzen verstanden, aber er wußte auch, daß die meisten seiner Herren jedem ernsten Zusammenstoß auszuweichen trachteten. Wenn in dieser Zeit Offiziere des deutschen Selbstschutzes durch Oppeln gingen, dann vermieden die geschniegelten französischen Kapitäne durchaus ein Zusammentreffen Hatten sie vorher den Bürgersteig für sich allein beansprucht, indem die Reitpeitsche lässig in der Hand fuchtelte, jetzt, und das hatte Le Rond selber sehen müssen, zogen sie es vor, den Straßendamm zu benutzen, um nicht mit einem der deutschen Herren zusammenzukommen.

Wer Schlageter, der einmal dienstlich mit allen Orden,

Revolver umgeschnallt, in Oppeln war, zu nah gekommen wäre, der hätte bemerkt, daß immer der Recht behält, der bereit ist, sein Leben für seine Ehre einzusetzen.

In den Gefechten dieser Zeit gewinnen die deutschen Selbstschutzkontingente, wie schon dargestellt wurde, täglich mehr Boden. Kriegerische Episoden. Eine aber verdient hervorgehoben zu werden. Auf Befehl seines Detachements übernahm Schlageter die Verfolgung von fliehenden Polen in Richtung Alt-Ujest. Seine Leute waren bis dicht an diesen Ort herangekommen, als plötzlich in kurzer Entfernung eine Gruppe Franzosen, in Schützenlinien auseinandergezogen, auftauchte. Die Polen liefen mit lauten Zurufen an ihnen vorüber. Als Schlageters Kompagnie näher kam, legten die Poilus ihre Karabiner an. Einer von Schlageters Leuten schleuderte eine Handgranate. Sie ging absichtlich — zu kurz. Aber ihre Detonation genügte. Die Franzosen warfen die Karabiner weg und hoben die Hände hoch. Schlageter ließ sie zusammentreiben und verbot im schärfsten Tone, etwas gegen die Franzosen zu unternehmen. Er wollte immer seinem Lande dienen, ihm niemals Ungelegenheiten bereiten. Er griff sich den französischen Korporal heraus und ließ ihn nach Ferdinandshof zur Vernehmung führen.

Wer den Haß und die Erbitterung dieser Kämpfe in Oberschlesien kennt, weiß, daß ihm *diese Franzosen, ihm ganz allein das Leben verdankten.* Sie haben sich auf ihre ritterliche Weise, die in Wirklichkeit niemals von Ritterlichkeit etwas gewußt hat, soweit wir Geschichte kennen, dafür bedankt, als diese mörderischen Schüsse in Düsseldorf fielen . . .

So kommt es zu den letzten Kämpfen. Das Bataillon „Heinz" rückte in Slaventzitz ein und ging in Richtung Ujest vor. Im Ort selbst herrschte größte Aufregung, das Radfahrerbataillon von Richthofen hatte die Brücke passiert und die Batterie rückte im Galopp nach. Als die ersten Züge des Bataillons Gogolin folgten, stürzte die Brücke plötzlich, ihre Balken waren angesägt, in sich zusammen und begrub die Marschierenden unter sich.

In Ujeſt lag ein ganzes Regiment Franzoſen. Die Poſten des Bataillons „Heinz“ ſtanden ihnen auf kurze Entfernung gegenüber. Gegen Mittag ließ der franzöſiſche Regimentskommandeur, ein Oberſt, mitteilen, daß er den Führer der Gruppe zu ſprechen wünſche.

Es wurde ein Punkt zwiſchen den Linien vereinbart, wo ſich beide Herren in Begleitung je zweier Offiziere trafen. Die erſte Frage des Franzoſen nach kurzer, zeremonieller Begrüßung, war höchſt merkwürdig:

„Auf Ihrer Seite kämpfen engliſche Offiziere mit?“

„Es iſt mir nichts davon bekannt. Allerdings ſtellen uns weder die engliſchen Herren noch die Italiener ein Hindernis in den Weg, unſer Recht zu wahren. Aber geſtatten Herr Oberſt die formelle Frage: können wir nicht genau ebenſo wie die Polen ungehindert die Stadt Ujeſt paſſieren? Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir im Weichbilde der Stadt jede Gefechtshandlung unterlaſſen.“

„Ich habe ſtrengſten Befehl, jede bewaffnete Rotte in meinem Befehlsbereich zu entwaffnen und feſtnehmen zu laſſen.“

„Warum wurde dieſe Entwaffnung nicht bei den Polen durchgeführt?“

„Ich habe keine bewaffneten Polen geſehen.“

„Die polniſchen Inſurgenten, Herr Oberſt, ſind aber vor dem deutſchen Selbſtſchutz in großen Haufen geflohen und haben ſich mit Waffen in der Hand in die Stadt gerettet. Wie Sie ringsherum auf den Feldern ſehen können, ſammeln franzöſiſche Ambulanzwagen in dieſem Augenblick noch immer tote und verwundete Polen auf. Wie Sie weiter ſehen können, liegen neben dieſen Verwundeten noch in dieſem Augenblick Waffen.“

„Dann haben ſie die Waffen wahrſcheinlich vorher fortgeworfen, in der Stadt habe ich keine Waffen geſehen.“

„Haben Herr Oberſt die Inſurgentenhaufen nach Waffen unterſuchen laſſen?“

„Nein, dazu hatten wir keine Veranlaſſung.“

„Dann können wir alſo auch ungehindert die Stadt paſſieren, wenn wir keine Waffen ſehen laſſen?“

„Ich müßte Sie untersuchen lassen!“

„Und wenn wir uns weigerten?“

„Sähen wir uns gezwungen, mit Waffengewalt gegen Sie vorzugehen.“

Das Gesicht des Obersten zeigte bei diesem Punkt der Unterredung eine gewisse Befriedigung und ein gesundes Vertrauen auf die große Zahl seiner schweren Maschinengewehre.

„Wo können wir außerhalb der Stadt passieren?“

„Dort, wo keine Posten von uns stehen!“

„An welchen Stellen wäre dies, Herr Oberst?“

„Wir haben jetzt unsere Posten längs der Front in Richtung des Industriegebietes aufgestellt. Ein weiterer Vormarsch ist ohne Zusammenstoß mit uns ausgeschlossen.“

Damit war die Angelegenheit endlich geklärt. Die Franzosen stellten sich schützend vor ihre Bundesbrüder. Es war nichts weiter zu sagen. Kurze, eiskalte Verabschiedung.

Bürger aus Ujest illustrierten diese Unterredung sehr deutlich. Der Oberst hatte in den Wochen vorher mit den Polen verhandelt und ihnen den Durchzug durch die Stadt in geschlossenen Formationen und voller Ausrüstung gestattet. Er trank Sekt zusammen mit den polnischen aktiven Offizieren, die diese Formationen führten. Die polnischen Truppen wurden von den Franzosen auf offener Straße durch Zurufe und Sympathiekundgebungen begrüßt.

Aber dieser Oberst war noch weitergegangen. Er hatte einem polnischen Bataillonsstab in Schimichow einen französischen Offizier in Zivil zugeteilt. Als dieser Offizier Patrouillen, die in Richtung Großstein vorgehen sollten, instruierte, sagte er wörtlich: „Schießen Sie auf Engländer, wo Sie welche sehen! Die Engländer sind genau solche „Boches“ wie die Deutschen und kämpfen mit ihnen gegen Euch.“

*

Der Vorstoß nach Slawentzitz war die letzte Kampfhandlung des Bataillons, wahrscheinlich die letzte Kampf-

handlung in Oberschlesien. Selbst der Völkerbund mußte merken, daß die Dinge, die sich da in Oberschlesien abspielten, eine Verhöhnung aller Verträge waren. Die Kabinette arbeiteten. Auch in Paris sah man ein, daß man ohne Krieg in Oberschlesien kein „fait accompli" mehr schaffen könne. Die Aufopferung des deutschen Selbstschutzes hatte das Allerschlimmste verhütet. General Le Rond schickte Berichte nach Paris, daß er sich in Oppeln höchst unsicher vorkomme, und daß der deutsche Selbstschutz, so zahlenmäßig unterlegen er den Polen auch sei, im Grunde nur durch französische Maschinengewehre noch abgehalten würde, das Land bis zur Grenze zu reinigen und in tatsächlichen Besitz zu nehmen. Das kriegerische Spiel Korfantys war vollständig verloren.

Der englische General Hennecker erschien mit englischen Regimentern, um die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Abstimmungsgebiet durchzusetzen. Die Franzosen wurden von dieser Aufgabe ausgeschaltet.

Vorsichtig schoben sich die englischen Patrouillen zwischen die feindlichen Linien. General Hennecker bestimmte, daß die Zone von deutschen und polnischen Bewaffneten am gleichen Tage geräumt sein mußte.

Bis zum 5. Juli 1921 sollten sämtliche irregulären Formationen das Abstimmungsgebiet verlassen haben.

Begreiflicherweise kam man von deutscher Seite diesen Anordnungen auf Grund der bisherigen Erfahrungen mit allergrößtem Mißtrauen entgegen. Die Engländer, die ja den französischen Betrug miterlebt hatten, zeigten eine Art Verständnis für dieses deutsche Mißtrauen.

Am Abend des Tages, an dem die Räumung der ersten Zone vorgenommen werden sollte, forderte der englische Kapitän Michelson den Bataillonsführer Heinz und die Offiziere Mayr, Schlageter, Wandesleben auf, mit ihm zur Front zu fahren. Die Fahrt ging von Ratibor aus. Die Oderbrücke war von italienischer Infanterie durch Sandsackbarrikaden zur Verteidigung hergerichtet. Durch das nächste Dorf fuhr man hinaus in das nächtliche Land.

Hier hatten über zwei Monate allein die Kugeln Wort und Recht gehabt. Lag die polnische Infanterie noch drüben in der Stellung, dann mußte jede Sekunde eine Kugel einschlagen, ein Maschinengewehr losknattern. Stopp! Fast wäre der Wagen in einen Graben gestürzt, der sich quer über die Landstraße hinzog. Der deutsche Schützengraben. Weit hinaus in das braune Dunkel der Sommernacht leuchten die Scheinwerfer. Totenstille. Nur das eintönige Rattern des Motors.

Es war Tatsache, die Polen folgten den Anordnungen. Sie wußten, daß sie die reichsten Kreise Oberschlesiens, die Stadt Kattowitz trotz des Abstimmungsergebnisses vom Völkerbund zugesprochen erhalten würden. Sie wußten, daß der italienische Außenminister Graf Sforza ganz im Bann einer bildschönen Polin lag, sie wußten, daß er auf zweierlei Weise gekauft war.

Man hatte nur noch zu verlieren, denn der deutsche Selbstschutz verstand keinen Spaß. Weiß der Himmel, was die tapferen Jungens in Oberschlesien noch angestellt hätten! Da war es besser, den Aufstand zu beenden und sich auf die Verhandlungen mit Berlin zu verlassen, die noch immer zu gutem Ende für die Entente geführt hatten.

Der polnische Aufstand war zu Ende.

*

Das Sturmbataillon „Heinz" übernahm die Bewachung des Grenzübertritts der Selbstschutztruppen während der Räumung und wurde zu diesem Zwecke auf ein Regiment verstärkt. Auf deutscher Seite wurden die Selbstschutztruppen von starken Schutzpolizeidetachements in Empfang genommen, die sie entwaffneten und nach den Unterkunftsorten weiterleiteten. Man hatte nicht einmal eine rechte Phrase des Dankes.

Man hatte nur den Wunsch, diese Mannschaft, die Blut und Leben eingesetzt hatte, möglichst schnell zu demobilisieren. Sie hatten den Geist der alten Fronttruppen, sie hatten in den bittersten Jahren Deutschlands noch einmal den Glanz des Sieges gekostet. Sie hatten gezeigt, wie

Männer fechten und sich behaupten können gegen Überzahl, stärkere Waffen und Phrasengeklingel. Für solche Leute war kein Raum. Demobilisieren, nur schnell demobilisieren . . .

Am 6. Juli nahm Heinz vor dem Quartier des Bataillons Schlageter Abschied von seinen Leuten. Ein letzter Aufmarsch. Zweitausendfünfhundert junge Deutsche zogen vorüber. Schlageter sprach kein Wort. Auch er wurde nach Hause geschickt, wie die andern. Nur hatte er die freiwillige Aufgabe übernommen, die Leute, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hatten, nun im bürgerlichen Leben unterzubringen. Sie standen ja alle mittellos auf der Straße. Viele brachte er als Landarbeiter unter. Eine Gruppe seiner Kompagnie, auf die er sich am meisten verlassen konnte, zog wieder als Bergarbeiter in das Industriegebiet.

Im August 1921 war die letzte deutsche kampferprobte Truppe in alle Winde zerstreut.

Kaum ein Wort des Dankes, das echt war, keine Tat des Dankes — aber Schlageter hatte auch nicht um Dank nun seit sieben Jahren sein Leben eingesetzt.

V.

Der Hexentanz der Inflation hatte begonnen. Alle Begriffe standen auf dem Kopf. Siebenzehnjährige Schulbuben verdienten mehr als ergraute Väter. Man jagte dem Tag etwas ab. Gewinn und Vergnügen, ein Börsentip, eine Frau, eine Autofahrt. Der Begriff von Arbeit und der Begriff von Bildung war trübe geworden.

An allen Ecken des Reiches immer noch dies leichte Glimmen nach dem Brande von Krieg und Revolution.

Schlageter hatte nun vom Fieber der Zeit schon zu viel im Blute, als daß es ihm möglich gewesen wäre, da wieder anzufangen, wo er vor sieben Jahren aufgehört hatte. Er ging als deutscher Spion nach Danzig.

Polen hatte seine brauchbarsten Agenten aus Ober-

ſchleſien abberufen und ſie für neue Verwendung geſchult. Ein Teil ging in die ukrainiſchen Gegenden, nach Lemberg, um dort die fadenſcheinigen polniſchen Anſprüche mit den erprobten Mitteln ihrer Arbeit zu feſtigen.

In Wilna führt der polniſche General Zeligowſki das Spiel, das in Oberſchleſien an der Tapferkeit des deutſchen Abwehrſchutzes geſcheitert war, erfolgreich durch. Nach kurzem Kampf mit den Litauern beſetzte er das geſamte Gebiet und die Stadt Wilna mit ſeinen Inſurgentenbanden.

Als Litauen beim ohnmächtigen und charakterloſen Völkerbund proteſtiert, tritt Zeligowſki zum Schein aus dem polniſchen Staatsverband. Er erhält Zuzug der bewährten oberſchleſiſchen Gruppe. Terror, Revolver und Handgranaten beherrſchen das Gebiet, das ſchließlich wieder mit Frankreichs Hilfe unter Zuſtimmung von Genf polniſch wird.

Feiner und vorſichtiger wurde um dieſe Zeit in Danzig gearbeitet. Gewalt ſchien hier zunächſt ausſichtslos. Engliſche Kriegsſchiffe kreuzten in der Oſtſee, der engliſche Oberkommiſſar verſtand wenig Spaß. England verfolgte damals noch die Politik, den Einfluß ſeiner Flottenſphäre über die Oſtſee auszudehnen.

So arbeitete in Danzig ein Netz von geſchickten Leuten, die auf die Stimmung wirken ſollten und jede deutſche Abſicht des Widerſtandes rechtzeitig erkennen und bekämpfen konnten. Politiſche Minen und Gegenminen, Kampf unter der Oberfläche.

In Scharen drangen die polniſchen Geſchäftsleute mit ihren Familien in die Stadt. Der „Lange Markt“ in Danzig wurde zur „Schwarzen Börſe“. Der ganze Oſten war hier vertreten, alle Sprachen ſchwangen durcheinander. Wildes Gedränge wilder Geſtalten. Gegen Geld, in guter Valuta, konnte man hier alles handeln, vom gefälſchten Paß bis zum Eiſenbahnwaggon Zucker. Von kriegsfertigen Batterien bis zum Unterſeeboot, vom Kurierausweis bis zum Viſum nach Amerika. Polniſche Banken mit rieſigen, grell und neu bemalten Firmenſchildern in

polnischer Sprache, polnische „Kriegsschiffe“ im Hafen, polnisches Militär in voller Uniform auf der Hauptstraße, polnische Postbeamte, polnische Eisenbahner, polnische Cafés, polnische Zeitungen . . . alles sollte dem Fremden vorspiegeln, den unzähligen Kommissionen, die durch Danzig kamen: dies ist eine im Grunde polnische Stadt. Bei jeder Gelegenheit wurde absichtlich eine Differenz mit dem Senat der freien Stadt Danzig gesucht. Man spielte das Spiel, das an allen Ecken des polnischen Reiches so viel Erfolg gehabt hatte, weiter, diesmal mit dem Einsatz feinerer Mittel. In dieser merkwürdigen Atmosphäre hatten fast alle Völker des Ostens ihre Agenten angesiedelt, Ukrainer und Russen, Litauer und Letten, ja, Bessarabier und Balkankomitatschis.

Als Vertreter der Nachrichtenabteilung des polnischen Kriegsministeriums saß im polnischen Konsulat am Neugarten der Rittmeister Dubitsch. Sein Arbeitsgebiet umfaßte in erster Linie Danzig und Ostpreußen. Seine Aufgabe war es, festzustellen, welchen Widerstand Polen bei einem etwaigen Handstreich zu fürchten hatte. Er kontrollierte also alle Dinge, die mit Reichswehr, Schutzpolizei, aber auch mit deutschen nationalen Organisationen zusammenhingen. Er verfügte über einen Stab hervorragender Agenten und sehr erhebliche Geldmittel.

Sein Mitarbeiter auf ähnlichem Felde und sein bitterster Konkurrent war der ehemalige Vizekonsul Prczybiczewski, dessen Auftraggeber im Kreise der polnischen Klerikalen und des polnischen Handelsministeriums zu suchen waren. Prczybiczewski hatte reichliche Erfahrung auf dem Gebiete des Spionagewesens. Er war während des Krieges polnischer Vertrauensmann im „Nachrichtenbüro Erzberger“ gewesen.

Hand in Hand mit diesen beiden Kavalieren arbeitete der französische Leutnant de Rour. De Rour, der im Hotel Continental wohnte, war der Danziger Vertrauensmann Guillots, Leiter der Posener Nachrichtenstelle des französischen Kriegsministeriums.

Es war wichtig, sich über die polnischen Absichten recht-

zeitig zu unterrichten, in dem Chaos dieser Monate konnte Polen vielleicht die Frechheit aufbringen, einen Handstreich politischer und militärischer Art durchzuführen.

Aber diese Aufklärung mußte besonders schwer gerade auf dem Boden der alten deutschen Stadt Danzig sein.

*

Winter des Jahres 1921. Gewaltig ragt am Ende der Hauptstraße Danzigs das Wahrzeichen der Stadt, der schneebedeckte Rathausturm.

Winterdämmerung. Dichtes Gewühl auf der Langgasse. Schlageter ging eilig durch die Menschenmasse. Er hatte den Mantelkragen zum Schutz gegen den eisigen Nordost in die Höhe geschlagen und den Hut tief ins Gesicht gedrückt. In der Nähe der Hauptpost schwenkte er in eine der zahlreichen Nebengäßchen ein und betrat dort ein kleines Café. Dichter Tabaksqualm schlug ihm entgegen. Schlageter ging ruhig durch die dichtbesetzten Tischreihen und suchte Tisch für Tisch mit den kühlen Augen ab. In einer Ecke erhob sich ein kleiner nervöser Herr, der schon lange vorher die übrigen Gäste des Lokals argwöhnisch gemustert hatte.

„Guten Tag, Herr Schlageter", begrüßte er den Ankömmling in halblautem Ton. „Ich glaubte schon, Sie hätten sich die Sache anders überlegt. Ich kann Sie heute mit Herrn Prczybiczewski zusammenbringen, Sie müssen allerdings . . . es wäre allerdings notwendig, ohne einen kleinen Vorschuß . . ." „Sie sollen hundert Mark haben, Tomczyk, sagte Schlageter, indem er ein wenig verächtlich die Mundwinkel herabzog. „Aber bringen Sie heute die Unterredung wieder nicht zustande, dann hau ich Ihnen die Jacke voll. Der Worte sind genug gewechselt!"

„Auf Ehre, Herr Schlageter! Ich habe Prczybiczewski heute morgen in seiner Wohnung in Langfuhr gesprochen. Als er hörte, daß Sie bereit seien, für ihn als Agent nach Deutschland zu gehen, versprach er sofort, heute hierher zu kommen. In einer halben Stunde kann er da sein."

„Na, wir werden ja sehen! Wie haben Sie sich denn

mit P. geeinigt? Sie hatten doch einen, sagen wir, kleinen Krach mit ihm."

„Ich habe heute eine Eingabe an die polnische Regierung gemacht, in dieser Eingabe werde ich alles aufdecken. P. will mich doch nur von Dubitsch fernhalten, daher seine Beschuldigung, ich hätte Verbindung mit den Deutschen."

Schlageter lachte kurz auf. Der andere hielt ihm ein durch langes Tragen schon einigermaßen grau gewordenes Papier hin. Schlageter sah ein wenig gelangweilt hinein: „Mit Gegenwärtigem gestatte ich mir, der polnischen Regierung folgende Rechtfertigung zu unterbreiten: Ich habe die Ehre gehabt, für das polnische Volk in ehrlicher Weise in geheimen Missionen zu reisen und gehörte nie zu denen, die den Mantel auf zwei Seiten tragen ..."

„Hm!" sagte Schlageter lakonisch, „glauben Sie, mit solchen vagen Beteuerungen, von denen ich zum Beispiel weiß, was davon zu halten ist, irgend etwas zu erreichen?"

„Bestimmt! Ich werde meine Nachrichten wenigstens auch an anderer Stelle verkaufen dürfen — wo ich mehr bekomme."

„Was haben Sie denn jetzt neues auf Lager?"

„Hier sind ein Paket Meldungen aus ostpreußischen Polizeidienststellen. P. gab sie mir heute, damit ich sie in der Redaktion der Danziger Arbeiterzeitung an einen Angestellten der russischen Nachrichtenexpositur weiterverkaufen könne. Zur Sicherheit habe ich sie persönlich auch noch einmal bei de Rour verkauft."

„Mein liebes Kind, Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß diese Schriftstücke echt sind. Schon der Stil ist ganz blödsinnig. Die Blätter sind von A bis Z gefälscht. Sind Sie nun der Gauner oder Ihr famoser Vizekonsul? Haben Sie die Papiere wirklich von ihm bekommen?"

„Auf meine Ehre, ich habe sie heute bekommen — aber da kommt P.!"

Durch die Tür des Lokals zwängte sich ein dicker, etwas asthmatischer Herr im großen Pelz. Er steuerte ohne

vieles Suchen sofort auf den Ecktisch zu. Tomczyk übernahm die kurze Vorstellung. Der Vizekonsul begrüßte sie recht zurückhaltend, bestellte sich einen doppelten Kognak und eröffnete dann das Gespräch.

„Sie wollen also in den polnischen Agentendienst eintreten? Was veranlaßt Sie dazu, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin zu Unrecht entlassener Beamter, brauche Geld und habe sehr gute Beziehungen zu früheren Kollegen in Ministerien. Ich würde sicher gutes Material liefern können, wenn ich anständig bezahlt würde. Allerdings könnte ich nicht allzuoft nach Danzig kommen. Sie müßten das Material durch Vertrauensmänner in Deutschland abholen lassen."

„Das würde sich machen lassen. Aber was können Sie uns liefern?"

„Ich erwartete eigentlich einen eingehenden Fragebogen von Ihnen. Für was haben Sie Interesse? Ich kann doch selbstverständlich nicht ohne jeden Anhaltspunkt Material beschaffen, das Sie dann nicht interessiert und für das Sie dann nichts ausgeben können."

„Im allgemeinen geben wir in der ersten Zeit keine Fragebogen ab, aber Tomczyk kennt Sie von Oberschlesien her und hat Sie als besonders zuverlässig empfohlen. Ich erwarte heute abend einen Herrn aus Warschau, der mir neue Aufträge bringt. Ich werde Ihnen ausnahmsweise ein paar Punkte bezeichnen, die uns interessieren. Also lassen wir es dabei! Wir treffen uns morgen wieder, Sie erhalten die Aufträge und ich gebe Ihnen verschiedene unserer Vertrauensleute an, die Ihre Nachrichten an mich weiterleiten können. Geld empfangen Sie auch dort. Wir werden uns wohl von Fall zu Fall einigen können!"

„Einverstanden! Abgemacht! Ich werde mir Mühe geben, die Aufträge auszuführen."

Der geschäftliche Teil war damit erledigt. Die drei saßen noch eine Zeitlang zusammen und unterhielten sich über alle möglichen Themen. Tomczyk erzählte von seinen Heldentaten während der verschiedenen polnischen Aufstände. Er, „der Held von Krotoschin", wie er sich selbst

in ſeinen albernen Prahlereien nannte, hatte aber auch ſchon dreimal polniſche Gefängniſſe aufſuchen müſſen! Prczybiczewſki erzählte von ſeinen weitreichenden Verbindungen und von ſeinen Erlebniſſen im Dienſt Erzbergers. Schlageter brachte das Geſpräch auf die damals recht regen Poſenſchen Selbſtändigkeitsbeſtrebungen, die er natürlich angeblich verurteilte. P. gab zu, daß in Poſen, in Pommerellen und Oberſchleſien große Unzufriedenheit mit dem kongreßpolniſchen Regiment herrſche und daß führende oberſchleſiſche und Poſener Polen für eine Loslöſung dieſer Provinzen und Bildung eines eigenen Staates, mindeſtens eines mit ganz beſonderen Rechten ausgeſtatteten autonomen Gebildes agitierten. Die Ukrainer nahmen dieſe Pläne natürlich mit Begeiſterung auf und wollten im Augenblick, da etwas Entſcheidendes im Norden geſchähe, auch im Süden losſchlagen. England, ſoweit man einem Agenten glauben durfte, der ſich in Warſchau aufhielt, ſchien an dieſen Projekten recht intereſſiert. Erſt in der letzten Woche hatten in Poſen zahlreiche Verhaftungen ſtattgefunden.

Schlageter hörte aufmerkſam zu.

Endlich verabſchiedete ſich einer nach dem andern. Schlageter ging als letzter. Hinter ihm erhob ſich ein langer, dunkelgekleideter Mann, der ſchon längere Zeit, ſcheinbar intereſſelos, am Nebentiſch geſeſſen hatte. Er folgte Schlageter über die menſchenerfüllte Langgaſſe, durch das dunkle Langgaſſentor, ſchritt wenige Schritte hinter ihm an der Hauptwache und dem Danziger Hof vorbei und verfolgte ihn nach den menſchenleeren Promenaden hinter dem Dominikswall. Dort hielt Schlageter plötzlich an und ließ den Verfolger näher kommen.

„Die Sache ſcheint zu klappen, Heinz! Morgen will mir Prczybiczewſki polniſche Vertrauensleute in Deutſchland aufgeben und einen Wunſchzettel, wahrſcheinlich vom Kriegsminiſterium, überreichen. Daraus wird man ſchon verſchiedenes entnehmen können!“

„Ich bin ſchon orientiert, ich habe einen Teil des Geſpräches verſtehen können. Ach, mein lieber Schlageter,

verdammt dreckige Arbeit, aber sie muß ja wohl gemacht werden, und Sie haben die nötige Ruhe dazu."

*

Schlageter beschloß, den Rittmeister Dubitsch direkt in seiner Höhle aufzusuchen. Er argumentierte ganz richtig: schöpft der Rittmeister Verdacht, so wäre eine Verhaftung auf Danziger Gebiet nicht so einfach.

Er traf sich mit einem Kameraden und verabredete mit ihm, daß dieser eine halbe Stunde lang das Konsulat beobachten solle. Wenn Schlageter innerhalb dieser Zeit nicht zurückkäme, solle der Kamerad die Danziger Polizei benachrichtigen. Händedruck.

Während Schlageter in der Haustür des polnischen Konsulats verschwand, promenierte Heinz auf der andern Seite auf und ab. Schlageter ließ sich inzwischen beim Rittmeister melden und wurde über lange und dunkle Gänge in ein großes Zimmer geführt. Landkarten bedeckten die Wände. Schlageter erkannte unschwer auf der einen Karte Ostpreußen, die Karten waren mit Fähnchen besteckt.

Hinter einem mächtigen Schreibtisch erhob sich ein schlanker polnischer Offizier, Monokel im Auge.

„Was wünschen Sie?" fragte der Pole sehr reserviert.

„Ich bin in der Lage, Meldungen aus deutschen Ministerien besorgen zu können und suche aus diesem Grunde die Verbindung mit Ihnen."

„Wie kommen Sie deswegen gerade auf mich?"

„Ihr Name, Herr Rittmeister, und die hiesige Adresse wurden mir in Oberschlesien genannt."

„Von wem, bitte?"

„Von verschiedenen Leuten."

„So kommen wir nicht weiter, ich muß Namen wissen."

„Von Fedilinski. Der Name dürfte Ihnen aus der P. O. W. bekannt sein. Gelegentlich habe ich auch für Gawrich und einmal für Malski in Czenstochau gearbeitet."

Die Namen machten sichtlich Eindruck auf den Offizier.

Er machte eine Handbewegung, die andeuten konnte: Bitte nehmen Sie Platz. Aber er fragte sofort weiter:

„Wie sieht denn Fedilinski aus? Sie kennen ihn doch anscheinend persönlich."

Eine leichte Röte fuhr Schlageter über das Gesicht. Er hatte diesen Fedilinski natürlich nie gesehen und seinen Namen nur einmal in einem Bericht gelesen. Hier konnte nur Frechheit und Glück helfen.

„Groß, schlank, ungefähr Ihre Figur, Herr Rittmeister!"

„So!" das klang wieder recht reserviert.

„Haben Sie irgendwelche Meldungen oder Papiere mitgebracht? Ich muß doch erst einmal sehen, ob Sie tatsächlich in der Lage sind, überhaupt etwas zu liefern."

„Das habe ich allerdings nicht, aber wenn Sie mir sagen können, worauf Sie Wert legen, werde ich Ihnen sicher Material in den nächsten Tagen besorgen können."

„Eine Liste wäre Ihnen angenehm, wie?"

Beinah höhnisch lächelnd zog der Offizier eine Schublade seines Schreibtisches auf und kramte darin herum. Schlageter trat unwillkürlich einen Schritt näher. Plötzlich blinkte ihm der Lauf eines Revolvers entgegen.

„Hände hoch und bis zur Tür zurück! Sie sind ein deutscher Spion! Wer hat Sie geschickt?"

Schlageter zuckte zusammen. Aber im Augenblick hatte er sich gefaßt. Er sah ruhig den Polen an, den Revolver, und zuckte verächtlich mit den Schultern. „Aber Sie werden sich doch keine Unannehmlichkeiten machen, Herr Rittmeister! Sie sind ja hier in Danzig unmöglich, wenn Sie schießen. Notwehr kommt nicht in Frage, ich habe ja überhaupt keine Waffe bei mir. Aber meine Kameraden warten unten auf der Straße."

Unschlüssig blickte der Pole auf Schlageter. Der Revolverlauf senkte sich.

„Ich glaube kaum, daß wir nach diesem Vorgang noch weiter zu verhandeln haben", sagte Schlageter. Der Pole hielt immer noch die Waffe in der Hand.

Eine kurze knappe Verbeugung, und die Tür schloß sich hinter Schlageter.

Der Rittmeister der polnischen Armee Dubitsch, zur besonderen Verwendung des Kriegsministeriums zur Zeit nach Danzig kommandiert, machte in diesem Augenblick das dümmste Gesicht seines Lebens.

Die Folge dieses Besuches war, daß die „Gazeta Danska" einen Steckbrief über Schlageter veröffentlichte und daß deutsche sozialistische Zeitungen ruppigste Verleumdungen über ihn ausgossen.

Nachdem sein Bild in den Händen fast aller polnischen Agenten war, nachdem die Danziger Polizei dem starken Druck der Polen kaum noch Widerstand leisten konnte, blieb es für Schlageter aussichtslos, in Danzig zu wirken.

Man stand wieder im Strom dieser närrischen Zeit. Man wollte es nun auch einmal so versuchen wie die andern. Schlageter machte eine Export- und Import- G. m. b. H. in Berlin in der Linkstraße auf. Er war kein Geschäftsmann.

Er konnte den gerissensten Gauner übergaunern, wenn es sozusagen im Dienst war, aber für sich in seinem eignen Büro, in seinem kaufmännischen Leben, da zog er gegenüber den andern Kindern der Zeit den Kürzeren. Betrüger unter der Maske ehemaliger Offiziere brachten ihn um sein Geld, das er mit vieler Mühe in anderen Unternehmungen verdient hatte. Nein, er war kein Mann der Geschäfte.

VI.

Schon während der Konferenz von Spa hatten die Franzosen mit dem Ruhreinmarsch gedroht. Der Gewerkschaftsführer Hue und Stinnes hatten sich an den Konferenztisch der eleganten Villa Fraineuse hingestellt und hatten beide übereinstimmend erklärt: die Franzosen könnten ja das Gebiet entgegen Vertrag und Recht besetzen, aber der Reichtum des Ruhrgebietes läge nicht nur in der Erde, sondern in der Arbeitskraft der Männer, die aus

dieſer Erde ihre Schätze hoben. Beide Männer, ſo verſchieden in Stellung und Auffaſſung, erklärten: die Beſetzung des Ruhrgebiets wird nichts bedeuten als ein endgültig ruiniertes Europa.

Trotzdem gelang es nur im allerletzten Augenblick durch eine Nachgiebigkeit, die von den Vertretern der Wirtſchaft verurteilt wurde, den Einmarſch zu verhindern. Lloyd George ſaß in der Stunde, da man annehmen durfte, daß der Befehl gegeben würde, die franzöſiſche Rheinarmee in Marſch zu ſetzen, dem deutſchen Außenminiſter Simons gegenüber. Er ſagte wörtlich, indem er die Empfindungen eines Deutſchen bei dieſem Krieg gegen Wehrloſe zuſammenfaßte: "I in my heart, I would never forget it" — Ich würde es in meinem Innern niemals vergeſſen!

Inzwiſchen bereitete Frankreich durch politiſche Schwierigkeiten, die es England im Orient machte, durch Aufpeitſchung der franzöſiſchen öffentlichen Meinung und der Propagierung der Idee, daß es nur darauf ankomme, das Gold von der Ruhr nach Frankreich zu tragen, „ſeinen ſiegreichen Ruhrfeldzug" vor.

Franzöſiſche Kavallerie brach von Düſſeldorf auf, im grauen Licht eines grauen Morgens zogen die Offiziere an der Grenze des beſetzten Gebietes die Degen und marſchierten nach Weſtfalen hinein.

Infanteriekolonnen, Tanks, Panzerwagen, Artillerie, Kavallerie, Radfahrpatrouillen, ein Heerwurm zog in das waffenloſe Land.

Die politiſche Rechnung Poincarés war richtig; die engliſchen Kronjuriſten traten zwar zuſammen und erklärten, daß der Einmarſch ein Rechtsbruch wäre, die deutſche Regierung fügte zu ihren hundert Proteſten einen neuen, aber ſelbſtverſtändlich geſchah nichts, den Schlag in das Geſicht des Völkerrechts aufzuhalten. Italien hatte die Verlogenheit, eine Schar italieniſcher Ingenieure nach Eſſen zu entſenden, denn dies war ja die politiſche Phraſe, mit der man den Friedensbruch zudecken wollte: die franzöſiſchen Truppen ſeien nichts anderes als die Begleit-

mannschaften zum Schutz einer „Interalliierten Ingenieur-Kommission“ ...

Soweit also war, um es zu wiederholen, die Rechnung von Poincaré durchaus richtig. Aber falsch war seine psychologische Berechnung. Die Besetzung des Rheinlandes war nach einem Vertrage erfolgt, nach einem Erpresservertrage, aber die Rheinlande sahen ein, daß es sinnlos gewesen wäre, sich den Folgen des Bubenstreichs von Versailles zu entziehen. Anders lagen die Dinge jetzt in Westfalen, anders stand die Bevölkerung des Ruhrgebiets der französischen Besatzung gegenüber. Aus der Mitte der Bevölkerung heraus wurde der Gedanke des passiven Widerstands geboren. Die Bergmänner, die Hüttenleute, die Eisenarbeiter, die Landbevölkerung, der Bürgerstand der Städte, alle nahmen den Kampf mit beispielloser Verbissenheit auf. Die einrückenden Truppen fanden nicht mehr Behörden vor, die protestierten, aber nachgaben, sie fanden keine gedrückten, ausweichenden Einwohner, sondern sie fanden eine Flamme der Verachtung und des Hasses, die ihnen schier das Gesicht verbrannte. Geschäfte und Läden schlossen lieber, als daß sie den Franzosen Ware verkauften. Auf der Straßenbahn verließen sämtliche Mitfahrenden den Wagen, wenn Franzosen einstiegen. Der Führer weigerte sich zu fahren, die Gastwirte weigerten sich, Essen zu geben, die Hotels Zimmer.

Wenn von den großen Werken die Zehntausende vom Schichtwechsel kamen, zogen sie an dem französischen Posten vorbei. Zehntausend, grau, stumm, ungeheuer mächtig in ihrer Masse. Die Eßgeschirre klinkerten in der Hand. Dunkler Ton der wandernden Füße, sonst Stille. Reihen zu Vieren, zu Fünfen, zu Sechsen, unübersehbar. Einer spie aus, einer in der zweiten Reihe, in der dritten, immer stumm, immer dies furchtbare Drohen in den Augen, Haß, der aus der Tiefe kommt. Die Reihen hörten nicht auf. Wieder spien welche aus. Da warf der französische Posten sein Gewehr fort und rannte davon. Mon dieu! Dies Land ist die Hölle, dies Westfalen ist unerträglich!

Jetzt bekamen die Generäle Befehl, rücksichtslos durchzugreifen. Ungeheuerliche Terrorakte, Bestialitäten und Gemeinheiten spielten sich mitten im Frieden in einem unter Rechtsbruch besetzten Lande ab. Junge Mädchen wurden mit der Reitpeitsche geschlagen, wenn sie auf dem Bürgersteig gingen. Hotels wurden evakuiert, indem man in die Zimmer drang und die deutschen Reisenden mit dem Bajonett aus den Betten trieb. Das Stadttheater zu Recklinghausen wurde während der Vorstellung von „Wilhelm Tell" von einer Horde von französischen Offizieren unter Reitpeitschenhieben geleert. Vor das Essener Stadttheater fuhren Tanks auf, als die deutschen Zuschauer den Rütlischwur mitsprachen: „Wir wollen frei sein wie die Väter waren, eher den Tod als in der Knechtschaft leben. Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Es würde einen Band füllen, die Geschichten der Untaten zu erzählen, die sich das französische Militär während der Ruhrbesetzung zuschulden kommen ließ ...

Aber Entbehrung, Terror und die Zeit taten ihre Wirkung. Die deutsche Mark begann als Zahlungsmittel nahezu wertlos zu werden. Die Eisenbahn kam in die Hand französischer Beamter. Die Häfen des Ruhrgebiets, die Dampfer, die Schiffe waren in französischem Besitz. Die Bevölkerung war durch die unerhörten Grausamkeiten zur Ruhe des Kirchhofs gezwungen worden. Wer sehen wollte, konnte erkennen, daß man von dem Bürger, der mit Familie dort lebte, nichts verlangen konnte, was das Maß pflichttreuen Ausharrens überschritt. Man konnte merken, daß die französischen Truppen das Ruhrabenteuer gründlich satt hatten, aber es war notwendig, stärker noch auf sie einzuwirken, um den Versuch Poincarés, einen franko-westfälischen Pufferstaat zu gründen, endgültig scheitern zu machen. Die Berichte der französischen Generäle, Ingenieure und Agenten durften keine Siegesberichte mehr sein. Diese ganze Armee mußte sich fühlen, als säße sie auf einem Pulverfaß, dessen Lunte schon glomm.

Das hieß, zu dem passiven Widerstand der Bevölkerung mußte das aktive Eingreifen entschlossener Männer kommen, die bereit waren, ihr Leben aufzuopfern für die Freiheit ihres Landes.

*

Gegenüber dem Hauptbahnhof von Essen hatten die Franzosen am Tage nach ihrem Einrücken eine französische Buchhandlung eröffnet. Hier lag die ganze französische Propagandaliteratur und die Hetzschriften der rheinischen Separatisten im auffallendsten Laden der Stadt zur Schau. Wenn Deutsche an diesem Laden vorbeigingen, bekamen sie ein rotes Gesicht, so trieb die Empörung das Blut in die Wangen. Eines Tages flog plötzlich ein Pflasterstein durch die große Scheibe in die Auslage. Während des Krachens und Splitterns des Glases eilten eine Anzahl junger Leute auf den Laden zu. Es entstand ein Auflauf, und in dem plötzlichen Gedränge entkam der Täter. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" brachte diesen Vorgang in einer Form, die äußerlich der Zensur genügen mußte und nur für den deutschen Leser die Ironie ahnen ließ: „Gestern rutschte einem der vor dem Hauptbahnhof beschäftigten Pflasterarbeiter ein großer Pflasterstein aus der Hand und flog unglücklicherweise in die Schaufensterscheibe der französischen Buchhandlung. Eine Bretterwand verdeckt jetzt die Aussicht auf die Bücher ..."

Am nächsten Abend fand im französischen Offizierskasino in der ersten Etage des Essener Handelshofes ein großes Liebesmahl statt. Gegen elf Uhr nachts schlichen dunkle Gestalten durch das Gäßchen am Christlichen Hospiz. Je ein Mann nahm vor einer der großen hell erleuchteten Scheiben im ersten Stock Aufstellung. Eben erhoben sich die Herren in allerbester Sektlaune «Vive la France!» Ein Pfiff auf der nachtdunklen Straße, und eine Salve mächtiger Steine prasselte gegen die Scheiben. Mit gewaltigem Krach brach das Glas und klirrte auf die Straße. Oben im Saale sprangen die französischen Offi-

ziere unter die Tiſche, warfen ſich platt auf den Boden und warteten auf die Detonation der Handgranaten, die natürlich nicht kam.

In der gleichen Nacht fielen die Scheiben aller Reſtaurants und Geſchäfte, die gegen die Verordnung über den paſſiven Widerſtand verſtießen und an Franzoſen verkauften, der Vergeltung zum Opfer.

Viele Nächte hindurch wurden die Drähte von den verſchiedenen franzöſiſchen Befehlsſtellen durchſchnitten. Das erforderte neue Poſten, neue Aufmerkſamkeit und neue Nervenbelaſtung der franzöſiſchen Beſatzung.

Schlageter traf in dieſem Kampf mit Kameraden aus dem Baltikum und aus Oberſchleſien zuſammen. Krauſe, König, Federer, Sadowſki, Werner, Becker und Zimmermann. Federer war Schlageters langjähriger Burſche, Krauſe ſein alter Feldwebel von der Batterie her. Alle waren überzeugt, daß es nicht genüge, ſtumm das Verhängnis über ſich ergehen zu laſſen. Daß gegen die Tat die Tat geſetzt werden müſſe. Es waren durchaus keine Menſchen, die mit einem Band Schiller zu Bett gehen und mit Verſen Goethes erwachen, aber vor der erſten großen Aktion ſaßen ſie in einem Stübchen zuſammen, und Schlageter las Schillerſche Verſe, die er ſich in ſein Notizbuch geſchrieben hatte. Er las ſchlecht, aber die Männer wurden ſtill unter ſeinem ſtolprigen, badiſchen Leſen.

„So müſſen wir auf unſerm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verſtohlen
Zuſammenſchleichen, wie die Mörder tun,
Und bei der Nacht, die ihren ſchwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der ſonnenſcheuen
Verſchwörung leihet, unſer gutes Recht
Uns holen, das doch lauter iſt und klar
Gleich wie der glanzvoll offne Schoß des Tages."

*

Durch die ſtockdunkle Nacht ſchleicht ſich eine kleine Kolonne von Mülheim her querfeldein. Über Sturzacker

und Graben schiebt sie sich langsam an die Eisenbahnlinie Duisburg—Düsseldorf heran. Schlageter mit seinen Leuten. Nach Norden ist der Himmel hell von dem dunstigen Licht, das von den Städten aufsteigt. Dort hat Schlageter in den letzten Tagen beobachtet. Ohne Unterbrechung verließen lange Kohlenzüge die Güterbahnhöfe in Richtung Düsseldorf. Für Frankreich bestimmte Kohlen. Gestohlenes Gut, das man den deutschen Arbeitern, die diese Kohlen gebrochen und aus der Erde befördert hatten, fortnahm. Vielleicht ließen sich diese Transporte unterbrechen oder wenigstens erschweren. Die Leute Schlageters patrouillierten die Bahnstrecke ab und fanden eine geeignete Stelle zur Sprengung unweit des Bahnhofes Calcum. Heute muß die Strecke unterbrochen werden, denn morgen wird neues Militär anrücken, um den Abtransport des Raubes nach Frankreich zu sichern. Schlageter blickte über das Feld. Vor ihm schließt eine gerade Linie den Horizont ab, die Eisenbahn. Posten sind nicht zu bemerken, auch keine Radfahrpatrouillen sind sichtbar, aber sie können jeden Augenblick überraschend auftauchen. Also befiehlt Schlageter Krause und Zimmermann, rechts und links Deckung zu geben. Die Nerven sind gespannt. Hoffentlich gerät man in keine Falle, wie kürzlich ein deutscher Trupp.

Schritt für Schritt kroch Schlageter vorwärts. Schon war man am Bahndamm, als plötzlich Scheinwerferlicht die Strecke taghell erleuchtete. Dicht an den Boden gepreßt mußte man ausharren, bis der Scheinwerfer seinen weißen Kegel weiterlegte.

Schlageter erreichte die Schienen. Eine Brücke führte über einen sumpfigen Bach. An die starken Träger ist schwer heranzukommen. König und Federer wuchten zwei Bohlen aus. Schlageter bringt in der Lücke die Sprengladung an. Die Arbeit geht still, lautlos vor sich, nur die notwendigen Bemerkungen fallen im Flüsterton: „Alles klar? Zündschnur fertig? Achtung!“ Eine glühende Zigarette wird an das quergeschnittene Ende der Zündschnur gehalten. Kleine Funken und weißer

Rauch ſtieben auf. „Bohlen zu! Fort! In Gruppen zu zweien querfeldein! Treffpunkt morgen früh Eſſen!“ Schon ſtehen ſie unten. Verdammt, hat die Schnur auch gezündet? Ruhig klettern Federer und König noch einmal empor. „Alles in Ordnung! Los! Fort! Auf glückliches Wiederſehen!“

Nach verſchiedenen Richtungen jagen die Gruppen davon. Schwer hängt ſich der Lehmboden an ihre Füße. Keuchend entfernen ſie ſich weiter und weiter von der Brücke. Da! Ein ohrenbetäubender Knall! Eine zweite Detonation kurz darauf. Starker Luftdruck wirft ſie nach vorn. Der Erdboden zittert. Die Luft dröhnt.

Schlageters ernſtes Geſicht hellt ſich ein wenig auf. Die Tat iſt geglückt. Hier werden keine Züge deutſche Kohlen nach Frankreich bringen. Man wird merken, daß Männer am Werk ſind.

Die Sprengung brachte der Stoßtruppe den erſten Verluſt. Zimmermann wurde am nächſten Tage ausgeſchickt, um ſich über die tatſächliche Wirkung zu orientieren. In der Nähe des Ortes der Sprengung wurde er von franzöſiſcher Kriminalpolizei verhaftet. Obwohl man ihm nichts nachweiſen konnte, wurde er zunächſt nach dem Gefängnis Düſſeldorf-Derendorf gebracht.

Aus dem in der Nähe gelegenen Städtchen Kaiſerswert wurden Geiſeln verhaftet. Der Bürgermeiſter erließ darauf einen Steckbrief gegen Schlageter.

Steckbrief.

Kaiſerswert, 5. April 1923.

Eiſenbahnſprengung in Calcum. Am 15. März 1923, abends gegen 8 Uhr, wurden die Eiſenbahngeleiſe über den Haarbach, Gemeinde Calcum, geſprengt. Als Täter kommen wahrſcheinlich zwei junge Leute in Frage, die wie folgt beſchrieben werden. Familienname mutmaßlich Fr. v. Krampe oder von Krauſe und Albert Leo Schlagſtein oder Schlageter, der eine 20—25 Jahre alt, 1,60 groß, ſchlank, dunkelblond, ohne Bart, volles Geſicht, Gang und Haltung

aufrecht. Spricht ausländiſche Mundart (kein Rheinländer), gekleidet mit ſchwarzen Schnürſchuhen, braunen Sportſtrümpfen, grauem Fiſchhautmantel mit Gürtel und heller Sportmütze. Der andere 20—25 Jahre alt, 1,80 groß, ſchwächlich, blond, ohne Bart, längliches Geſicht, Gang und Haltung aufrecht, Rheinländer, trug Kneifer. Kleidung: ſchwarze Schnürſchuhe, grauer Regenmantel und heller Schnitthut. Infolge des Attentats ſind angeſehene Bürger als Geiſeln durch die Beſatzungsbehörde ins Gefängnis gebracht worden und ſollen erſt bei Ermittlung der Täter in Freiheit geſetzt werden. Es wird daher um Zuſtellung geeigneter Ermittlungen nach den Tätern und um evtl. ſchleunige Mitteilung an die unterzeichnete Polizeibehörde erſucht.

*

Schlageter bereiſte ſein Revier, bereitete Unternehmungen vor und arbeitete in dieſem ſchweren und verbiſſenen Kampfe, bei dem alle Macht auf ſeiten der andern, und auf ſeiner Seite nur Entſchloſſenheit und Recht war. Er ſah ſich die Verhältniſſe im Amtsgerichtsgefängnis in Werden, wohin die Franzoſen ihre politiſchen Gefangenen brachten, genau an, weil er beabſichtigte, den Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe zu befreien.

Von dort ging er auf einen halben Tag zum Rhein, den er ſeit jenem furchtbaren Tage des Jahres 1918 nicht wiedergeſehen hatte. Er war in Königswinter, ſah die Hügel des Siebengebirges, die ihn an ſeine Heimat erinnerten, und fuhr in ſelten glücklicher und freier Stimmung nach Eſſen zurück. In ſeinem Zimmer im Hotel ordnete er noch ſeine Koffer mit Waffen, Sprengmaterial, Abrechnungen. Er wollte ſie am nächſten Tage in einem anderen Quartier unterbringen.

Todmüde ging er ins Bett. Er ſchlief ſchon eine ganze Zeit, als es heftig an die Tür klopfte. „Wieder einmal die Paßkontrolle!“ dachte Schlageter.

„Aufmachen! Polizei!“

Schlageter öffnete im Schlafanzug die Tür. Mit einem

Tritt wurde sie weiter aufgestoßen. Revolver starrten ihm entgegen.

„Hände hoch! Sie sind verhaftet!“

Mehrere Beamte in Zivil stürzten sich ins Zimmer. Auf dem Korridor stand ein Kommando Poilus mit aufgepflanztem Seitengewehr. Widerstand war hoffnungslos. Die Beamten griffen in die geöffneten Koffer. Mauserpistolen, Sprengmaterial wurden ausgepackt. Ein Paket lag am Boden.

„Was ist das?“

„Eine Höllenmaschine“, meinte Schlageter, schon wieder ganz gefaßt, fast mit dem Anflug eines Lächelns. „Aufpassen, mein Junge“, sagte er zu sich selber, „aufpassen, eine Fluchtgelegenheit muß sich finden!“

Die Beamten sprangen inzwischen entsetzt zur Seite. Niemand getraute sich, das Paket anzufassen. Schlageter stellte es ruhig und höflich in eine Ecke des Zimmers. Unter den Mündungen der Revolverläufe mußte er sich anziehen. Dann packten ein paar Beamte seine Koffer. Die Hände wurden ihm auf dem Rücken gefesselt, die Stricke wurden bis zu den Achseln hinauf durchgezogen. Durch die stillen Straßen Essens ging es nächtlich gegen ein Uhr zum Gebäude des Kohlensyndikats. Schlageter wußte genau, was das zu bedeuten habe. Es war das Haus des Grauens. In dem leeren Gebäude des Kohlensyndikats hatten sich seit dem Einzug der Franzosen die entsetzlichsten Mißhandlungen abgespielt. Die Bewohner der umliegenden Häuser hörten des Nachts die gellenden Hilfeschreie der unglücklichen Opfer, ohne ihnen helfen zu können.

Dorthin wurde nun Schlageter geschleppt. Der letzte Akt seines kurzen Lebensdramas begann. Er machte von den Leiden, die er durchkosten mußte, kein Wesens. Er war ein Mann, der es nicht liebte, an sich zu denken. Es gelang ihm, aus dem Gefängnis einen Brief zu schmuggeln.

Der Umschlag trägt auf der Rückseite die Aufschrift: „Nur durch Kurier! Nähere Adresse siehe Telephonbuch. S. g. H. K.! Bitte sofort an H. weiterleiten und auch durch

Kurier. Niemals aber ins beſetzte Gebiet mitnehmen. Heil und Gruß an alle. Ihr Schl.

14. IV. 23.

Lieber Heinz!

Verdammt faule Lage. Keine Haaresbreite fehlte, und ich hätte ſchon Sonntag die Ehre gehabt, bei Petrus zu ſpeiſen. Verhör, Standgericht, wieder Verhör, nochmals Standgericht, bis endlich das erlöſende Wort kam vom Diviſionsgeneral: „Abführen nach Gefängnis Werden.“ Aufatmen an der ganzen Front. Doch freuen Sie ſich nicht, denn Sie werden hängen ſtatt meiner. Die ganze Wucht gemeiner Verräterei wurde von mir auf Sie weiter gewälzt. Auch v. d. O. hat manches abbekommen. Sie werden ſich danach einzurichten wiſſen. Ja nicht ſchnappen laſſen!

Nun Gruß und Heil an alle

Euer Schl.

Es liegt ein Verrat vor, der aus unſerem internſten Kreiſe kommen muß. Nicht bloß das, was wir gemacht haben, ſondern alle unſere einſtigen und eben gefaßten Pläne waren wörtlich bekannt. Dazu dann als letzten Beweis das Material aus meinem Koffer. Lüge und Frechheit konnten allein helfen. Na, darüber ſpäter mündlich, ſo alles weiter klappt.

Ich habe gemacht bzw. geleitet:

1. Sprengung bei Calcum, ausgeführt durch Schlageter, Krauſe, Federer, König.
2. Sprengung bei Hügel, ausgeführt durch Krauſe, Krohn, Federer, König.
3. Hayn hatte öſtliche Strecke zu beobachten, jedoch wurde nichts ausgeführt.
4. Beobachtungen über ſämtliche militäriſchen Angelegenheiten.
5. Beobachtungen der Agenten deutſcher Spitzeln. Alle Meldungen an Sie, von da wahrſcheinlich nach Berlin. Davon, daß Leute ſollten umgebracht werden, iſt mir nichts bekannt. Ein Befehl iſt nie erfolgt dazu.

Leute natürlich in Essen vollkommen unmöglich. Auch Düsseldorf bekannt. Versammlung in Mülheim am Dienstag wußte ich schon am Mittwoch früh. Leute können nur unter anderen Namen in anderen Städten arbeiten, und dann dürfen sie mich ja nicht kennen, sollte einmal einer geschnappt werden. Allergrößte Vorsicht vor Leuten mit dem H.-Abzeichen. Bekannte aus Oberschlesien angeblich, in Wirklichkeit französische Kriminalbeamte. Also Vorsicht. Außerdem wurden bei mir 20 Abzeichen gefunden, mit denen sie jetzt arbeiten werden, vermutlich auch in anderen Städten. Wenn die Leute nicht auch so wie ich dreifach gefesselt mit der Pistole auf der Brust sich herumzerren lassen wollen, dann sollen sie den Mund halten und vorsichtig sein. Ich muß für die Luderſch büßen. V. V. habe ich reingewaschen, doch wußte man vieles andere über ihn. Ratsam wegbleiben. L. hat nie mit uns gearbeitet. Er hat mir einmal einen Mann für Beobachtungszwecke gegeben. Andere Leute aus E. kenne ich keine, auch keine Organisation. Irgendein Mann könnte mich als alter Regimentskamerad einmal besuchen. Bei V. angeben, wie Sie am besten meine Nachrichten erreichen können."

Auch in diesem Augenblick dachte Schlageter mehr an die Aufgabe als an das, was ihn erwartete. Davon zeugt dieser Brief.

Er wurde also nach dem Amtsgerichtsgefängnis Werden abgeführt. In dasselbe Gefängnis, das er ein paar Tage vorher für die geplante Befreiung des Prinzen zur Lippe rekognosziert hatte.

*

Schlageters Leute wollten durchaus noch einige schon vorbereitete Aufgaben durchführen, ehe sie ihre Plätze wechselten. Sie wohnten draußen vor der Stadt im Ledigenheim einer Zeche mitten unter der Arbeiterschaft. Je zwei von ihnen hatten ein kleines, kahles Zimmer inne, in dem zwei Feldbetten standen, ein Tisch und eine Bank.

Eines Abends klopfte es ziemlich spät an der Zimmertür Sadowskis und Beckers. Beide saßen noch auf und besprachen die überraschenden Ereignisse der letzten Tage. Sie öffneten die Tür, und herein trat Schneider, ein Bekannter aus Oberschlesien. Sie hatten sich oft mit ihm in der Stadt getroffen und sich auch mit ihm über ihre Tätigkeit unterhalten. Er war scheinbar ganz aufgeregt.

„Es ist dicke Luft! Götze ist verhaftet. Paßt auf, es geht uns allen an den Kragen!“

Plötzlich klopfte es wieder laut an der Tür. Mehrere Personen schienen draußen zu stehen.

„Hallo, Sadowski, aufmachen! Vier Herren aus Berlin wollen Sie sprechen!“

Sadowski legte den Finger auf den Mund und die Pistole zurecht. Atemlos lauschten die drei. Endlich schallten draußen unverständliche Stimmen, Schritte entfernten sich. Schneider sprang auf. „Ich will hinausgehen und sehen, ob die Luft rein ist!“ Niemand hatte etwas dagegen. Schneider entriegelte die Tür und verschwand. Die beiden anderen warteten gespannt. Minute um Minute verstrich. Draußen blieb es still. Aber auch Schneider kam nicht zurück. Endlich wurde die Spannung der beiden in dem Zimmerchen zu groß, ihre Nerven hielten nicht mehr aus. Sie schlichen hinaus, den dunklen und leeren Gang entlang auf den Hof. Stille. Kein Laut. Ein Blick auf die Straße. Die Straße war menschenleer. Die Gelegenheit schien günstig. Arm in Arm wie zwei späte Heimkehrer, den letzten Operettenschlager vor sich hinpfeifend, schlenderten sie die Straße nach der Stadt zu.

Plötzlich hallte es laut durch die nächtliche Stille: „Halt! Hände hoch! Nicht schießen!“

Auf der Straße wurde es lebendig, aus Haustüren und dunklen Winkeln sprangen französische Kriminalbeamte hervor. An der nächsten Ecke zog sich eine Kette Soldaten über die Straße. Die beiden waren umringt.

„Zeigen Sie Ihre Pässe vor!“

Die beiden reichten ihre Ausweispapiere.

„Die ſind gefälſcht. Sie ſind Sadowſki und Sie Becker. Kehren Sie Ihre Taſchen um!“

Waffen oder ſonſtige verdächtige Gegenſtände und Papiere wurden nicht gefunden. Man trennte die beiden Kameraden und verhörte ſie, indem man jeden Satz mit Backpfeifen oder Fauſtſchlägen unterbrach. Keiner der beiden geſtand.

Ein Beamter zog ſein Notizbuch und las vor: „Hans Sadowſki, grauer Anzug ... ſtimmt! Grauer Mantel ... ſtimmt! Grauer Hut ... ſtimmt! Schmales Geſicht ... ſtimmt! Wollen Sie noch immer leugnen, Sie Lümmel?“

Wüſte Schläge hagelten auf die Schweigenden. „Wir wollen ſehen, wer länger aushält. Ihr Schweine beſtimmt nicht!“

Soldaten traten herzu und ſchlugen mit Gewehrkolben auf die beiden ein. Endlich warf man ſie halb bewußtlos in eine Straßenecke.

Von allen Seiten rückte inzwiſchen Militär an. Der ganze Gebäudekomplex war ſcheinbar umſtellt worden. Auf der Straße ſammelten ſich die einzelnen Gruppen zu Zügen. Eine Gruppe riß die beiden Deutſchen in die Höhe und nahm ſie in die Mitte. Es ging zurück zum Ledigenheim. Auf dem Flur wurden ſie unter ſtarker Bewachung vor die Tür ihres geöffneten Zimmers geſtellt. Kriminalbeamte durchſuchten den Raum bis in den kleinſten Winkel. Ein Koffer mit Dynamit, Handgranaten und Zündkapſeln wurde herausgeholt. Alle Papiere wurden beſchlagnahmt.

Andere Beamte drangen in das Nebenzimmer ein. Dort ſchliefen Werner und Federer. Unſanft wurden beide wachgerüttelt. Werner ſprang in die Höhe und zeigte ſeinen Paß.

„Anziehen! Sie ſind verhaftet!“

Federer ſchlief ruhig weiter.

„He, Sie da oben, Sie ſollen Ihren Paß zeigen! Oder wir werden Ihnen helfen!“

Verſchlafen drehte ſich Federer herum, griff in ſeine neben dem Bett hängende Rocktaſche und reichte dem

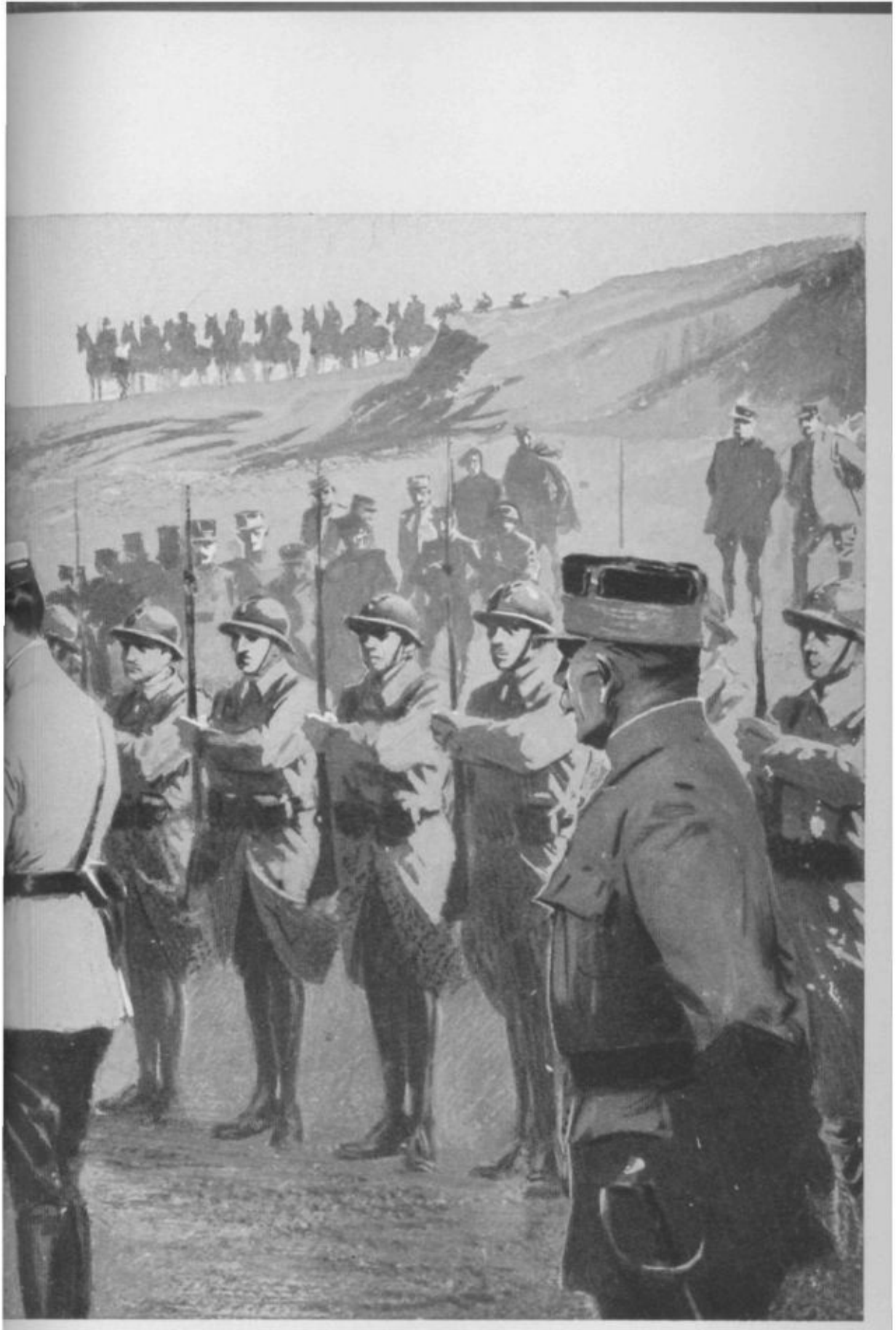
Willy Eichler
gen. Hans Sadowski
verurteilt zu
lebenslänglicher Zwangsarbeit

Alois Becker
verurteilt zu
10 Jahren Zwangsarbeit

Georg Werner
verurteilt zu
20 Jahren Zwangsarbeit

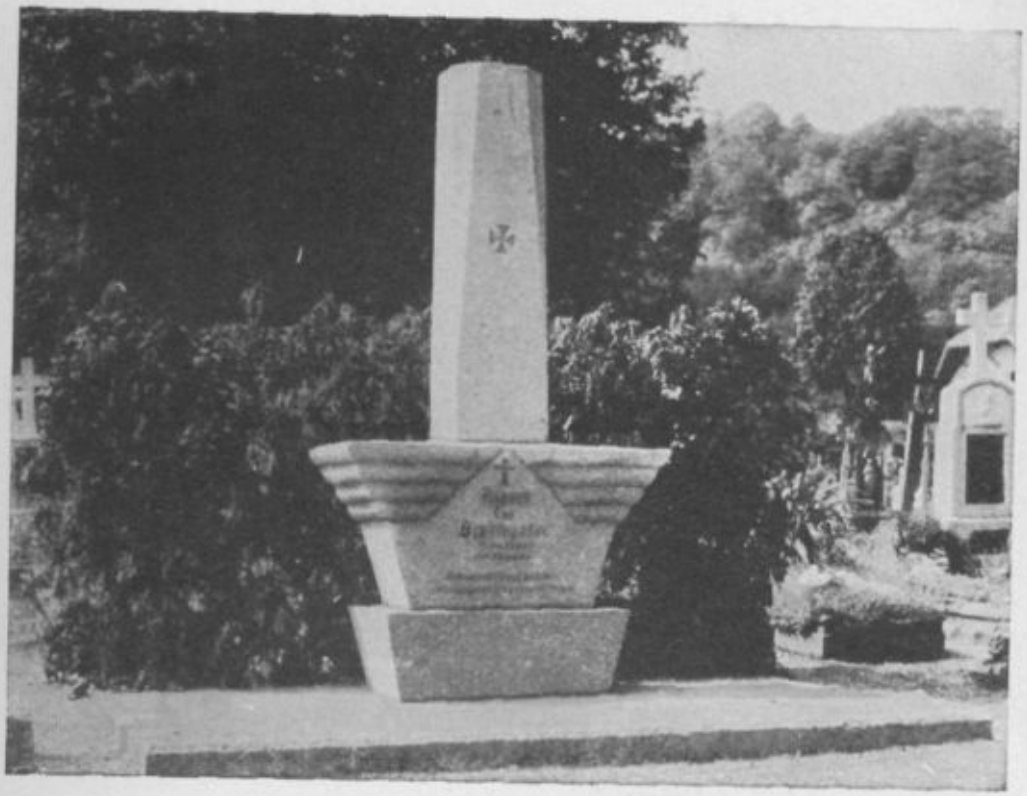
Georg Zimmermann
verurteilt zu
10 Jahren Zwangsarbeit

Albert Leo Schlageters Erschießung
auf der Golzenheim



n 26. Mai 1923 durch die Franzosen
Heide bei Düsseldorf

Schlageters Ueberführung in Elberfeld



Letzte Ruhestätte in Schönau, Schlageters Grab

Beamten ohne ein Wort seinen Paß auf den schönen Namen „Finger“. Grunzend wandte er dann der ganzen Gesellschaft den Rücken und begann wirklichkeitsgetreu zu schnarchen. Die Beamten schüttelten die Köpfe und fragten Werner: „Gehört er auch zu Ihnen?“

„Er ist erst gestern gekommen und muß morgen früh zur Schicht, ich kenne ihn nicht.“

„Dann mag er liegenbleiben. Also los! Raus!“

Sie wurden in verschiedene Autos geworfen und zum Kohlensyndikat transportiert.

In einer Wachtstube durften sie sich auf Strohsäcken niederlegen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie da schon Bisping, der eigentlich mit Schlageter nichts zu tun hatte, sondern einem Essener nationalen Verbande angehörte. Blutige Striemen und blaue Flecke im Gesicht Bispings ließen auf viehische Mißhandlung schließen. Man sah sich stumm an. Sprechen war streng verboten. Sadowski wurde zuerst auf den Gang hinausgezerrt. Die Beamten untersuchten seine Kleidungsstücke mit großer Sorgfalt. Dazwischen hagelte es Faustschläge in das Gesicht. Unter seinem Rockaufschlag fand sich ein kleines Abzeichen, die H.-Nadel, eine Erinnerung an die Zugehörigkeit zum Sturmbataillon „Heinz“ in Oberschlesien.

„Willst du Hund jetzt gestehen, daß Du Sadowski bist?“ brüllte ihn ein Kriminalbeamter an.

„Ich habe nichts zu gestehen.“

Wortlos hob ein anderer einen Stuhl in die Höhe und schmetterte ihn Sadowski auf den Schädel. Wie vom Blitz getroffen sank der Körper zusammen. Die Franzosen stießen den Ohnmächtigen mit Fußtritten auf den Strohsack und ließen ihn liegen.

In gleicher Weise wurde dann Becker vorgenommen.

Etwas später trat Schneider mit zwei Kriminalbeamten in das Zimmer. In höflichem Tone wurde er aufgefordert, auf dem Strohsack zwischen Sadowski und Becker Platz zu nehmen. Langsam kehrte den beiden die Besinnung zurück. Sadowski bat, austreten zu dürfen.

„Komm mit, Du verfluchtes Schwein, bilde Dir aber nicht ein, daß Du entwiſchen kannſt", brüllte der Wachthabende ihn an. Ein paar Beamte folgten. Nun führten ſie Sadowſki über einen langen Gang bis an ein großes Fenſter, ſtellten ihn davor, mit dem Geſicht nach dem Hof zu. Darauf öffneten ſie weit beide Flügel, die bis zum Erdboden reichten. Nur wenige Meter unter ihm lag der Hof. Wollte man ihm Gelegenheit zum Fliehen geben? Kaum. Er ſah, an den Ausgängen ſtanden Poſten. Ein Beamter ſtellte ſich hinter ſeinen Rücken an die dem Fenſter gegenüberliegende Wand.

„Geſtehſt Du jetzt ſofort, daß Du Sadowſki biſt? Ich zähle bis drei, haſt Du bis dahin nicht geſtanden, ſchieße ich Dich über den Haufen. Du haſt die Wahl, mein Junge! Uns kann niemand etwas nachweiſen."

Endlos gingen die Sekunden. In ſolchen Augenblicken ſieht man plötzlich ſein ganzes Leben, Bild um Bild, mit unbeſtechlicher Deutlichkeit. Die Jugend auf dem Lande in Weſtpreußen, die Marinezeit in Flensburg und Kiel, die Vertreibung ſeiner Eltern durch die Polen.

„Eins!"

Sadowſki dachte, während ihm dieſe alten Bilder durch den Kopf gingen, darüber hinweg immer noch etwas anderes, nämlich wie dieſe Beſtien in Bochum und Dortmund Schupobeamte bei angeblichen Fluchtverſuchen erſchoſſen hatten. Kein Hahn krähte danach. Man würde nicht zögern, auch ihn umzulegen.

„Zwei!"

Er fühlte alle Wärme des Lebens. Er dachte an ſeine Eltern, aber gleichzeitig, ganz hart und klar, dachte er: vielleicht gibt es ſpäter eine Gelegenheit zur Flucht. Alles war möglich, nur nicht hier wie ein toller Hund niedergeſchoſſen zu werden.

„Halt! Ich bin Sadowſki!"

„Ah, c'est très bien. Cela suffit. Wer iſt denn dieſer Schneider?"

„Ich weiß es nicht."

„So? Na, wir werden ſehen!"

Man führte ihn zum wachthabenden Offizier. Faustschläge: „Nun beichte!“

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber einen Verrat begehe ich nicht!“

Höhnisches Grinsen. „Wir wissen genug. Genug, um Sie an die Wand zu stellen. Abführen!“

Im Wachtraum lagen noch alle bis auf Schneider, der entlassen worden war. Hunger begann zu quälen.

Becker und Sadowski wurden am nächsten Morgen aufs neue herausgerufen und mußten sich im Zimmer des wachthabenden Offiziers mit dem Gesicht zur Wand auf Stühle setzen. Ein Soldat warf ihnen ein Stück trockenes Brot zu.

Hier saßen sie ohne die Möglichkeit, sich bewegen zu dürfen. Endlos. Es wurde wieder Nacht. Sie schliefen, während sie saßen.

Am nächsten Morgen gegen vier Uhr wurden sie mit Püffen geweckt. Französische Gendarmen standen im Zimmer und untersuchten nochmals die Taschen der Gefangenen. Einer der Gendarmen nahm sich Sadowskis silberne Armbanduhr und steckte sie in die eigene Tasche.

Unten im Hof wurden sie mit Stricken gefesselt und in ein Auto verladen. Becker, Sadowski, Bisping und ein vierter, Kuhlmann, der auch mit der Gruppe nichts zu tun hatte, sondern ein Angehöriger eines Essener Nationalverbandes war. In rascher Fahrt ging es durch die menschenleeren Straßen von Essen hinaus, über die stark besetzte Brücke, hinein nach Werden.

Im Amtsgerichtsgefängnis wurden sie eingeliefert.

Mit einem Tritt flog Sadowski in eine Zelle. Die Fesseln hatte man ihm nicht abgenommen.

Am nächsten Morgen wanderte Sadowski ruhelos die wenigen Schritte der Gefängniszelle auf und ab. Da! Jede Spannung seines Körpers lag in seinen Ohren. War das nicht der Pfiff, der bekannte Pfiff der Kameraden? Wieder klang, leise, aber scharf, der Pfiff in die Zelle. Nun war es sicher. Kameraden waren in der Nähe. Waren vielleicht draußen schon bereit, die Be-

freiung zu wagen. Das Fenster konnte er nicht erreichen, aber er erwiderte das Signal.

Gegen fünf Uhr nachmittags rasselten die Schlüssel an der Zellentür. „Heraustreten!“

Er wurde auf den Hof geführt. Becker, Kuhlmann und Bisping warteten schon. Dann trat noch eine kräftige blonde Gestalt aus dem Dunkel der Türöffnung. Aufleuchtende Blicke. Schlageter. Sie waren vereint, im Unglück vereint. Schlageter war einen Moment unbeobachtet. Er flüsterte: „Also Ihr auch! Nichts verraten!“

Aus den vergitterten Fenstern warfen Gefangene Zigaretten herunter. Es gelang, sie in den Taschen zu verstecken. Da traten auch schon französische Gendarmen heran und fesselten alle fünf.

Vor dem Gefängnis standen Lastkraftwagen. Die Wagen waren mit französischer Infanterie bis zu 20 Mann besetzt. Fünf Wagen. Jeder der Gefangenen wurde einzeln in einen Wagen hineingestoßen. Ein Personenauto, in dem Offiziere saßen, eröffnete die Kolonne.

Der Zug rollte durch die Straßen des Städtchens. Ein teilnehmender Blick hier und da aus den Fenstern. Sonst wagte man nicht, seinem Gefühl irgendeinen Ausdruck zu geben.

Auf freier Landstraße mußten die Wagen vor jedem Wäldchen halten. Das Personenauto fuhr voraus und rekognoszierte das Gelände. Man fuhr erst weiter, wenn man Signal für freie Fahrt bekommen hatte.

Die Franzosen erwarteten scheinbar einen bewaffneten Überfall. Diese hundert schwer bewaffneten Franzosen waren nervös, als wenn sie von ihrem schlechten Gewissen getrieben wären, als wenn sie glaubten, daß aus jedem dieser kleinen Wälder Rache und Tod hervorkommen könnten. Ihre Tapferkeit bestand in der bestialischen Behandlung wehrloser Gefangener. Vor zehn Flintenläufen wären sie davongelaufen.

Ein schnelles Militärauto überholte die Kolonne. Neben französischen Gendarmen saß stark gefesselt Werner. Also er war auch gefangen.

In den Abendstunden kam man nach Düsseldorf. Jeder der Gefangenen wurde in eine Einzelzelle im Gefängnis Düsseldorf-Derendorf eingeliefert.

Schlageter war als besonders gefährlich bezeichnet.

*

Die ganze Gruppe wurde als „Sekret" behandelt und von den anderen Gefangenen abgetrennt. Am täglichen Spaziergang auf dem Gefängnishof durften sie nicht teilnehmen. Sie zählten die Tage, die endlosen Wochen, in denen sie mit den Nägeln Striche in die Wände der Zelle ritzten.

Schlageter hat über die grausamen Qualen, denen auch er in dieser Zeit ausgesetzt war, kein Wort geschrieben und bis zu seinem Tode nichts gesagt. Bis zur eigentlichen Verhandlung war das Gefängnisschicksal aber von Sadowski und Schlageter sehr ähnlich.

Nach Wochen wurde Sadowski wieder zu einer Vernehmung vorgeführt. Er sollte aussagen. Der Untersuchungsrichter hatte ein dickes Aktenbündel vor sich auf dem Tisch liegen, und stellte Frage auf Frage. Da Sadowski selbstverständlich ausweichend antwortete, setzte es Ohrfeigen. Von vormittags 10 Uhr bis nachmittags 5 Uhr ging diese nervenzerreibende Folter. Bei der Entlassung rief ihm der vernehmende Beamte nach: „Warten Sie nur, Sie Lump, morgen sind andere da, da werden Sie schon reden müssen!"

Am nächsten Morgen wurde er wieder vorgeführt. Am Tisch des Untersuchungsrichters saß diesmal ein kleiner Mann in Uniform. Er sah aus, als sei er soeben als „Bösewicht" von einer Theaterbühne gekommen. Braunrote, zurückgekämmte Haare, kleine, harte Augen. Typus der Bestie. Er war es, der Schlageter und seine Kameraden in unmenschlichster Weise mißhandeln ließ. Persönlich war er feige, namentlich bei den Verhören Schlageters stand neben diesem brandroten Offizier der französischen Armee ein hünenhafter Sergeant, der ihn schützen sollte, falls die unerhörten Qualen das Opfer zu einer

Verzweiflungstat reizen sollten. Er fürchtete auch diese gefesselten Deutschen noch.

Die Vernehmung Sadowskis begann er mit den Worten: „Sie haben bisher alle Aussagen verweigert! Sie sind also zu feige, auszusagen."

„Kameraden werde ich nicht verraten."

„Sie sollen mich nachher noch kniefällig darum bitten, aussagen zu dürfen. Solche hartnäckigen Halunken bekomme ich schnell klein."

Nun hagelte es Faustschläge in das Gesicht und gegen den Magen, Schläge mit Gummiknüppeln und Revolverkolben. Das linke Auge Sadowskis schwoll blau an, er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Plötzlich nahm dieser „Untersuchungsrichter" seinen Revolver und setzte den Lauf an Sadowskis Schläfe.

„Gestehe oder ich schieße Dich über den Haufen!"

Sadowski war so erschöpft, daß er überhaupt nicht denken konnte. In diesem Augenblick war ihm Leben und Sterben gleichgültig. Am besten war es, wenn diese unerträglichen Martern auf irgendeine Weise zum Ende kamen. . . . Aber hier in Düsseldorf waren die Gefangenen schließlich registriert. Der Kerl schoß nicht. Mit wüsten Flüchen, an denen die französische Sprache ja bekanntlich besonders reich ist, ließ er den halbtoten Gefangenen abführen.

*

Am 6. Mai wurden die sieben Kameraden in einem Raum zusammengeholt, und ein Offizier überreichte jedem die Anklageschrift in französischer Sprache. Ein Dolmetscher übersetzte das lange Schriftstück.

Der Verhandlungstermin war bereits auf den 8. Mai festgesetzt. Die deutschen Verteidiger erhielten die Anklageschrift sogar erst am nächsten Tage, dem 7. Mai. Irgendwelche juristische Vorarbeiten waren also ausgeschlossen.

Am Morgen des 8. Mai wurden die Gefangenen unter starker Bedeckung zum Kriegsgericht gebracht. Nach lan-

gem Warten erhielten sie die Erlaubnis, mit ihren Verteidigern, den Rechtsanwälten Dr. Sengstock, Dr. Marx und Dr. Müller eine kurze Rücksprache zu nehmen.

Inzwischen füllte sich der Verhandlungsraum, an den Eingängen wurde eine strenge Kontrolle durchgeführt. Zuhörer, aber auch Berichterstatter ausländischer Zeitungen mußten sich beim Betreten des Saales eine genaue Durchsuchung nach Waffen gefallen lassen.

Vor dem Richtertisch standen zwei Koffer mit der Aufschrift: «Attention! Explosifs!» Auf den Koffern lag eine Anzahl Mauserpistolen.

Die Angeklagten wurden in geschlossener Gruppe hereingeführt, nach ihnen traten die Richter in den Raum. Ein Oberst, ein Major, ein Hauptmann und zwei Leutnants. Sie hatten kühle und undurchdringliche Mienen aufgesetzt.

Der Vorsitzende verlas in halblautem Tone die Anklageschrift. Angeklagt waren:

1. Kaufmann Albert Leo Schlageter, Berlin,
2. Kaufmann Hans Sadowski, Essen,
3. stud. med. Alois Becker, Metz,
4. Schlosser Georg Werner, Potsdam,
5. Kaufmann Georg Zimmermann, Friedrichshagen,
6. Zeichner Bisping, Essen,
7. Ingenieur Karl Max Kuhlmann, Essen.

Sie sind beschuldigt:

1. Im März und April 1923 im Ruhrgebiet Nachrichten gesammelt und Berichte und Schriftstücke an deutsche Spezialdienste übermittelt zu haben, zum Zwecke von Attentaten gegen Personen der Besatzungstruppen, Beamte der Alliierten oder von ihnen abhängige Personen.

2. Am 12. März am Bahnhof Hügel-Essen, am 15. März in Calcum, bei Düsseldorf; im April in Werden-Kettwig vorsätzlich Bahnkörper durch Sprengstoffe zerstört zu haben.

3. Sabotageakte begünstigt zu haben.

4. Im März im Ruhrgebiet an einem Komplott teil-

genommen zu haben, das den Zweck verfolgte, Verbrechen gegen Personen oder Eigentum vorzubereiten oder zu begehen.

Der Vorsitzende wies darauf hin, daß im Interesse der öffentlichen Sicherheit das Verfahren beschleunigt worden sei.

Der Angeklagte Schlageter wurde zuerst aufgerufen. Seine Aussagen waren ruhig und bestimmt. Er erklärte:

„Ich habe in Freiburg mein Abiturium gemacht und wurde während des Krieges Offizier. Nach dem Kriege studierte ich kurze Zeit Nationalökonomie und diente dann in freiwilligen militärischen Verbänden. Nach Auflösung der Brigade Löwenfeld, der ich zuletzt angehörte, wurde ich Kaufmann in Berlin. 1921 trat ich in Oberschlesien in das Sturmbataillon „Heinz" ein und blieb dort bis zu dessen Auflösung. Im Februar 1923 wurde ich von Heinz gebeten, in das Ruhrgebiet zu kommen und dort tätig zu sein. Am 8. März bin ich zu Heinz nach Elberfeld gefahren und mit ihm mehrere Tage zusammengeblieben. Ich bin Vertrauensmann und verantwortlich für die Gruppe Essen. Den Zünder an der Sprengung habe ich von Heinz. Die Weisungen zu der Sprengung sind nicht von der deutschen Regierung ausgegeben. Ich gebe zu, daß ich an der Sprengung zu Calcum beteiligt war. Ich übernehme die volle Verantwortung für alles, was ich getan habe."

Der Angeklagte Sadowski wurde mit Becker in Essen am 15. April verhaftet. Er gab an, daß er nach der Revolution in die Brigade Löwenfeld eingetreten sei und im Jahre 1920 aus der Reichsmarine entlassen wurde. Sechs Monate später trat er in das Sturmbataillon „Heinz" ein. Nach der Auflösung desselben arbeitete er als Bergarbeiter und machte dabei die Bekanntschaft von Werner. Dieser bot ihm an, ins Ruhrgebiet zu kommen. So sei er nach Essen gekommen.

Der Vorsitzende nahm Sadowski in ein scharfes Kreuzverhör. Inzwischen längst bekannte Sachen leugnete Sadowski nicht mehr.

„Wer ist der Führer Ihrer Organisation und wo ist dieser zu erreichen?"

„Der ehemalige Führer des Sturmbataillons ist Heinz, er wohnt in Elberfeld."

„Wieviel Mitglieder hatte diese Organisation?"

„Ich kenne nicht alle, Schlageter war unser Vertrauensmann, an den wir uns zu wenden hatten. Ich selbst habe an Sabotageakten nie teilgenommen, weil ich bestimmt war, im Nachrichtendienst tätig zu sein."

„In Ihrem Zimmer in Essen ist aber ein Koffer mit Sprengkörpern gefunden worden."

So gingen die Verhöre stundenlang weiter.

Der Angeklagte Zimmermann ist am 17. März, zwei Tage nach der Sprengung bei Calcum, verhaftet worden. Er war früher in der Batterie Schlageters, dann in der Marinebrigade von Löwenfeld und im Sturmbataillon „Heinz".

Der Vorsitzende liest Becker einen genauen Bericht der Tätigkeit der Gruppe „Heinz" vor, den Becker selbst früher gegeben haben soll. Becker, in dessen abgemagertem und blassem Gesicht man die Spuren furchtbarer Leiden sieht, springt auf.

„Dieser Bericht ist mir von einem französischen Beamten fertig vorgelegt worden. Nur durch höllische Mißhandlungen bin ich zur Unterschrift gezwungen worden. Ich habe nie diese Schilderungen gegeben."

Der Angeklagte Werner gab an, Mitglied der Gruppe „Heinz" gewesen zu sein ... auch wieder Marinebrigade ... auch wieder Oberschlesien ...

Am zweiten Tage wurden die Beamten des französischen Sicherheitsdienstes vernommen, die den Tatbestand ermittelt hatten, der nun der Anklage zugrunde lag. Es waren die gleichen Beamten, welche die Angeklagten verhaftet und „verhört" hatten. Die Polizeibeamten erklärten, die Aussagen seien richtig von ihnen zur Niederschrift gebracht worden.

Auch die Behauptung und die Klage der Deutschen, daß sie nach ihrer Verhaftung oder beim Verhör g r a u e n-

haft geſchlagen worden ſeien, erklärten die Polizeibeamten als unbegründet. Sie beeideten dieſe Ausſagen ſogar. Da wiſſentlicher Meineid auch in Frankreich mit Zuchthaus beſtraft wird, würde man allein aus dem Ruhrkampf ein franzöſiſches Zuchthaus mit Kriminalbeamten füllen können.

Der franzöſiſche Regierungskommiſſar, der die Anklage vertrat, ſtellte keine einzelnen Strafanträge. Er erſuchte das Gericht, keine mildernden Umſtände zuzubilligen. Man müſſe endlich zur Ruhe kommen. Erſt in den letzten Tagen ſeien wieder Sprengungen bei Düren und an anderen Orten vorgekommen.

Die Richter zogen ſich zurück. Schon nach kurzer Zeit verkündeten ſie in Abweſenheit der Angeklagten das Urteil. Ihre Geſichtszüge waren wie bei Beginn des Prozeſſes kühl und undurchdringlich, nur die jüngeren Beiſitzer hatten einen triumphierenden Ausdruck in den Augen.

Das Urteil lautete:

Es werden verurteilt:

Schlageter wegen Spionage und Sabotage zum Tode.

Sadowſki wegen Spionage und Sabotage zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Becker wegen verbrecheriſchen Komplotts und Spionage zu 15 Jahren Zwangsarbeit und Aufenthaltsunterſagung.

Werner wegen verbrecheriſchen Komplotts und Spionage zu 20 Jahren Zwangsarbeit und Aufenthaltsunterſagung.

Zimmermann wegen verbrecheriſchen Komplotts und Spionage zu 10 Jahren Zwangsarbeit.

Kuhlmann zu 5 Jahren Gefängnis.

Biſping zu 7 Jahren Gefängnis.

Der Saal wurde geräumt.

Die Angeklagten werden hereingeführt. Fünf Mann franzöſiſcher Infanterie mit aufgepflanztem Seitengewehr treten in die Mitte des Saales. Vor ihnen nehmen die Angeklagten Aufſtellung.

Die Soldaten präsentieren, der Regierungskommissar verliest mit ruhiger und gleichmäßiger Stimme das Urteil. Der Dolmetscher übersetzt.

Die Angeklagten nehmen das Urteil mit Fassung entgegen. Schlageter zuckt bei der Verkündung des Todesurteils mit keiner Wimper. Sein Gesicht bleibt ruhig und fest. Nur diesen Mördern keine Schwäche zeigen.

Unter starker Bedeckung werden die Verurteilten abtransportiert. Ganze Züge französischer Infanterie treten in Aktion. Vor dem Gerichtsgebäude an der Mühlenstraße hat sich eine riesige Menschenmenge angesammelt. Sie steht schweigend da.

Als die Gefangenen einen Augenblick sichtbar sind, da man sie ins Auto schafft, nimmt ein alter Mann den Hut ab.

*

Der Urteilsspruch erregte in der ganzen Welt Aufsehen. Die deutsche Regierung erhob Einspruch. Das internationale Rote Kreuz, der Papst, der Erzbischof von Köln, die Königin von Schweden, unzählige, ganz verschiedene Kreise der ganzen Welt versuchten ihren Einfluß für eine Milderung des Urteils geltend zu machen, eines Bluturteils, das auf deutschem Boden gegen einen Deutschen verhängt war, der nichts anderes getan hatte, als daß er seinem Vaterland dienen wollte. Das französische Militärgericht hatte kein Recht, auf deutscher Erde zu tagen. Die französischen Truppen waren unter Rechtsbruch ins Ruhrgebiet einmarschiert, das Kriegsgericht wurde von neutraler Seite, die sonst vorsichtig in ihren Anschauungen war, als „eine freche Komödie zur Ermordung deutscher Vaterlandsverteidiger" bezeichnet.

Die französische Zeitung „Gaulois" brachte in einem Artikel die Gründe des Urteils offen zur Kenntnis der Welt. Das Blatt hoffte, daß die Warnung, die in dem Todesurteil läge, von der Bevölkerung im Ruhrgebiet und in den Rheinlanden verstanden würde. Die Blicke

des Ruhrgebiets und der Rheinlande wären bisher auf Berlin allein gerichtet gewesen. Man habe sich eingebildet, Frankreich werde niemals der Bevölkerung gegenüber die starke Hand zeigen. Jetzt werde man die Augen öffnen. Je mehr Frankreich gefürchtet werde, um so stärker werde Frankreich sein, um so mehr beschleunige es die Lösung, und diese Lösung sei die endliche und völlige Unterwerfung Deutschlands unter den Willen der Sieger.

Es ist die offene Geste des Galliers Brennus, der von Rom Geld erpreßt, die Lösesumme mit falschem Gewicht mißt, und als Manlius, der Reichskanzler, wagte zu protestieren, das Schwert in die Waagschale warf: „Vae Victis!"

Die „Kölnische Zeitung" schrieb unter englischer Zensur:

„In Düsseldorf hat das französische Kriegsgericht gestern außer anderen sehr schweren Verurteilungen zu lebenslänglicher oder vieljähriger Zwangsarbeit zum erstenmal ein Todesurteil verhängt, und zwar gegen den Angeklagten Leo Schlageter, der, wie er zugibt, an der Sprengung eines Bahnkörpers beteiligt gewesen ist. Wie bei den Verhandlungen in Werden ist auch hier zunächst festzustellen, daß vom deutschen Standpunkt aus die Urteile in Düsseldorf nicht anerkannt werden können, weil das französische Kriegsgericht die Folge eines vertragswidrigen Einbruchs der Franzosen in deutsches Gebiet ist und deshalb jeder gesetzlichen Zuständigkeit ermangelt. Im Gegensatz zu dem Werdener Prozeß, wo entweder aus politischen Gründen oder aus völliger Unkenntnis deutscher Verhältnisse, ein wahrhaft grauenhaftes Fehlurteil gefällt wurde, standen in Düsseldorf Angeklagte vor den Schranken, die an sich strafbare Handlungen begangen haben. Wir billigen die Sprengungen von Bahnkörpern nicht ..., wenn die Urheber der Sprengungen nicht von Schuld freizusprechen sind, so ist ihre Tat menschlich doch durchaus begreifbar. Gegen den Versailler Vertrag, der Deutschland ohnedies grausam genug knebelt, brechen die Franzosen in deutsches Gebiet ein,

und zwar mancherorts mit einer Rücksichtslosigkeit, einem offenbaren Haß, als stünden sie nicht einer ihnen mindestens gleichwertigen Kulturnation gegenüber, sondern barbarischen Stämmen irgendeines dunklen Erdteils. Es ist auch keine Frage, daß über die amtlich befohlenen Maßregeln hinaus, die wir nicht, wie es häufig geschieht, drakonisch nennen möchten, weil sich mit drakonisch immerhin ein Begriff von Recht und Gesetz verbindet, einzelne Franzosen sich schändlicher Gewalttaten gegen die deutsche Bevölkerung schuldig gemacht haben. Wenn deshalb unter den Deutschen ein wilder Haß gegen die Eindringlinge emporflammt, wenn sich Heißsporne verleiten lassen, der unrechtmäßigen Gewalt mit unrechtmäßiger Gewalt zu begegnen, so haben sich die Franzosen das selbst zuzuschreiben. Die französische Presse wird natürlich die Verurteilten als entmenschte Verbrecher an den Pranger stellen. Wenn die Sache umgekehrt läge, wenn die Deutschen in Frankreich in der Rolle aufträten, die die Franzosen jetzt in Deutschland tragieren, dann würde selbstverständlich die Welt überschwemmt werden mit Lobpreisungen der edlen Märtyrer."

Es wäre vielleicht hinzuzufügen, daß auch die französische sozialistische Presse diese Märtyrer gefeiert hätte. In Deutschland war es anders. Vielleicht ist dies die allerschlimmste Wirkung einer Niederlage, daß dem Gefühl für nationale Ehre in manchen Teilen des Volkes das Rückgrat gebrochen wird . . .

Dies ist kein polemisches Buch, es geht um das Sterben eines Menschen, der starb, weil er sein Vaterland liebte. Wer das nicht achten will, für den ist auch Verachtung zu schade.

*

Schlageter saß in seiner Gefängniszelle mit dem Wissen, daß sein Leben beendet sei. Vielleicht flammte für wenige Augenblicke noch einmal, man ist ja so heiß an das Leben gebunden, noch einmal der wahnwitzige Gedanke an Be-

freiung auf. Er wußte ja, ein paar Kameraden waren noch in Freiheit, er wußte, daß sie ihr Leben einsetzen würden, seines zu retten. Aber er wußte auch, wie er bewacht war, und er kannte die Schwierigkeiten, die nicht nur auf seiten der Franzosen, sondern auch auf seiten der Deutschen lagen.

Er war entschlossen, mit dem Leben abzurechnen. In seiner Zeit in Kurland und ein wenig später hatte er ein paar Liebesbriefe geschrieben. An eine feine und zarte Frau. Eigentlich war gar nichts mehr zu schreiben an sie. Er hatte schon damals, als er nach Oberschlesien ging — zum zweitenmale — vor seiner Liebe gewarnt: Ich bin eine Art Landsknecht geworden. Alles was ich noch besitze, gehört dem Vaterlande. Ich stehe unter dem Zwang einer Aufgabe. Ich kann nicht anders. Du bist zart, Du bist jung, Du bist schön, es ist besser, wenn Albert Schlageter sein Leben mit Deinem nicht verknüpft . . .

Nein, er hatte keine Liebesbriefe zu schreiben. Aber er schrieb den Brief eines Mannes und eines Sohnes, den nur ein Held in der Gefängniszelle schreiben kann. In der Gefängniszelle, in der er sein Todesurteil in Händen hält. Wer nicht statt des Herzens einen Stein in der Brust trägt, senkt still das Haupt, wenn er die Briefe Schlageters liest, die sein Abschied sind.

Liebe Eltern und Geschwister!

Soeben habe Euren und der Tante Brief erhalten. Tausend Dank dafür. Nun kann ich endlich etwas erleichtert aufatmen, da ich weiß, daß Ihr alle gesund seid und mit Gottes Hilfe den ersten Schmerz und vor allem den Schrecken über die Nachricht hinter Euch habt. Es waren seit meiner Verhaftung am 7. April bis heute entsetzliche Tage. An mich konnte ich gar nicht denken, mein Schicksal war mir Nebensache, ich habe gehandelt aus Liebe zu Euch, zu meinem Vaterlande; ich weiß dafür zu büßen. Die Größe meiner Strafe kann mich nicht schrecken, noch traurig machen. Wäre ich allein auf

der Welt, wüßte ich überhaupt nicht, was es Schöneres geben könnte, als für sein Vaterland zu sterben. Aber um Euch habe ich gebangt, Tag und Nacht. Hätte ich Euch das ersparen können, ich wäre gern zwei- oder dreimal vor die Kugel getreten. Bleibt weiter so tapfer. Hofft weiter. Sollte keine Änderung eintreten, so denkt: ich bin an einer Krankheit oder sonst was plötzlich gestorben — zwar ein paar Jahre früher als zu erwarten war, aber das kommt ja öfter vor. Also noch einmal tausend Dank für die Briefe und herzliche Grüße an Euch alle, besonders Vater und Mutter,

Euer Albert.

*

Schlageters Kameraden waren inzwischen nicht untätig gewesen. In Werden wurde die erste Verbindung mit ihm aufgenommen. Hayn konnte ihm allerhand Werkzeug in die Zelle schmuggeln. Der Abtransport kam dem Befreiungsversuch zuvor. Das Material mußte er scheinbar in der Zelle zurücklassen, denn einige Tage nach seinem Abtransport nach Düsseldorf brach sein Zellennachfolger aus.

In Düsseldorf war jeder Versuch, mit Schlageter in Verbindung zu kommen, schwierig. Mehrere Aufklärungsversuche kosteten Opfer. Einige Tage nach dem Urteil meldeten sich zwei Leute bei der Gefängnisverwaltung, um Sadowski zu sprechen. Es waren sein Bruder und sein Freund Oberstadt. Gleichzeitig hatte sich Fitzek, ein anderer Angehöriger der Organisation, bei Werner melden lassen. Da es anscheinend lange dauern würde, bis man ihn vorließ, ging er auf der Straße ein wenig auf und ab. Als er wieder zurück in den Warteraum kam, waren die beiden anderen nicht mehr anwesend. Er hatte plötzlich ein unheimliches Gefühl, verließ den Raum und wartete auf der Straße. Er sah nacheinander alle Besucher das Gefängnis wieder verlassen, nur die beiden Freunde nicht.

Die waren im Warteraum plötzlich von einem Beamten aufgerufen worden, der sie zu einem französischen Offizier führte. Der sagte ihnen auf den Kopf zu: „Sie

gehören zur Organisation „Heinz", Sie sind am Komplott beteiligt. Sie sind verhaftet!" Sie wurden acht Wochen festgehalten, trotzdem man kein Beweismaterial gegen sie hatte.

Sadowski war nicht wenig erstaunt, als ein Arbeitsgefangener, ein „Domestik", an seiner Zellentür klopfte und ihm zuflüsterte: „Schönen Gruß von Oberstadt! Er sitzt auf Zelle 13 und Ihr Bruder daneben."

In Elberfeld war inzwischen ein groß angelegter Befreiungsplan zum Scheitern gebracht worden. Heinz wurde von der Elberfelder Polizei, kurz vor der Beendigung der Vorarbeiten, verhaftet. Obwohl er besonders darauf hinwies, daß alles zur Befreiung bereitstehe, stellten sich die Elberfelder Beamten auf den Standpunkt, die Organisation verstieße gegen das Gesetz zum Schutz der Republik. Was ging sie Schlageter an? Was ging es sie an, daß ein Deutscher rechtlos von den Franzosen hingemordet werden sollte? O, arme Zeit! O, bittere Zeit, o, schlimme Zeit Deutschlands!

Heinz wurde im Polizeigefängnis in Elberfeld wie ein gemeiner Verbrecher behandelt.

In dem Untersuchungsgefängnis von Barmen—Bendahl und Kassel führte man ihn mit Götze und Schneider gemeinsam vor, den wahrscheinlichen Verrätern Schlageters.

Die geplante Befreiung war dadurch unmöglich geworden. Es gab Deutsche, die sich zu Mitschuldigen der Franzosen gemacht hatten.

Heinz wurde nach vier Wochen auf Anweisung des Oberreichsanwalts aus der Haft entlassen. Auf die Rolle des preußischen Ministers Severing einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Er war letzten Endes für das Verhalten der Elberfelder Polizei verantwortlich. Wozu Worte machen, wenn die Dinge sprechen. Worte hat Severing genug im Preußischen Landtag über diesen Fall gemacht. Schlageter starb, es ist nichts hinzuzusetzen.

*

Selbſtverſtändlich wurden die Befreiungsverſuche nicht eingeſtellt, aber ſie waren inzwiſchen ſo erſchwert, daß ſie kaum eine Ausſicht hatten, zu gelingen.

*

Schlageter hatte nun auch ein letztes Aufflammen ſeines Glaubens an Befreiung niedergerungen. Er ſah jetzt dem Tod ins Auge. Ruhig und gut, ein einfacher und wahrhafter deutſcher Menſch, ging er den Weg zu ſeiner letzten Stunde.

Er ſchrieb an ſeine Eltern und Geſchwiſter, und immer ſtand das Bild ſeiner Heimat dabei vor ſeinen Augen.

10. Mai.

Liebe Eltern und Geſchwiſter!

Höret das letzte, aber wahre Wort Eures ungehorſamen und undankbaren Sohnes und Bruders.

Seit 1914 bis heute habe ich aus Liebe und reiner Treue meine ganze Kraft und Arbeit meiner deutſchen Heimat geopfert. Wo ſie in Not war, zog es mich hin, um zu helfen. Das letzte Mal hat mir geſtern mein Todesurteil gebracht. Mit Ruhe habe ich es vernommen, ruhig wird mich auch die Kugel treffen. Hab' ich doch alles, was ich tat, nur in beſter Abſicht ausgeführt. Kein wildes Abenteuerleben war mein Verlangen, nicht Bandenführer war ich, ſondern in ſtiller Arbeit ſuchte ich meinem Vaterlande zu helfen. Ein gemeines Verbrechen oder gar einen Mord habe ich nicht begangen. Wie alle anderen Leute auch über mich urteilen mögen, denkt Ihr doch wenigſtens nicht ſchlecht von mir. Bemühet wenigſtens Ihr Euch, das Gute zu ſehen, was ich gewollt habe. Denkt auch in Zukunft nur in Liebe an mich und haltet mir ein ehrenvolles Andenken. Das iſt alles, was ich in dieſem Leben noch verlange. Liebe Mutter! Lieber Vater! Das Herz droht zu brechen bei dem Gedanken, welch gewaltigen Schmerz und welch große Trauer Euch dieſer Brief bringt. Werdet Ihr ſie ertragen können? Meine größte Bitte wird bis zu meiner letzten Sekunde die ſein, daß unſer

lieber Gott Euch Kraft und Troſt ſenden möge, daß er Euch ſtark erhält in dieſen ſchweren Stunden. Wenn es Euch irgend möglich iſt, bitte ich Euch, nur noch einige Zeilen zu ſchreiben. Sie werden mich ſtärken auf meinem letzten Gang. Ich lege heute gegen das Urteil Reviſion ein. Nun lebt wohl, ſeid in Gedanken noch einmal geküßt von Eurem Albert.

*

Was war dieſes Menſchenleben, dieſer reine und gute Mann im Spiel der Schachſteine der Politik? Er wird Zeichen ſein, er wird Fahne ſein, er wird Schwert ſein und Sieg!

Aber für franzöſiſche Politik um dieſe Zeit war ein Blutopfer durchaus nur Siegel auf dem Sinn des Kampfes von vierzig Jahren. Poincaré ſtand in der franzöſiſchen Kammer, in dieſer Kammer, die allerdings nicht mehr den Sinn des Landes ſpiegelte, gegenüber den Angriffen von Tardieu. Man hatte von ihm noch ſyſtematiſchere Ausplünderung der Ruhr erwartet. Die Anzeichen waren die, daß die Linie der franzöſiſchen Politik ſo nicht weiter gehen könne. Am 25. Mai ſchloß Poincaré ſeine Kammerrede mit einem großen Coup. Seine harte und dabei doch theatraliſche Stimme ſchmetterte durch den Raum, als er ſich zu ſeinem Gegner Tardieu wandte: „Und das wagen Sie mir zu ſagen in der Stunde, da ich gerade den Befehl zur Erſchießung Schlageters nach Düſſeldorf geſandt habe!“ Die Meinung dieſer Kammer war befriedigt. Poincaré erhielt ſein Vertrauensvotum.

Der Vollſtreckungsbefehl traf nachts um halbein Uhr in Düſſeldorf ein.

Um zwei Uhr wurde ein Geiſtlicher und der Rechtsanwalt Sengſtock benachrichtigt.

Schlageter wurde geweckt. Ein Offizier las ihm den Vollſtreckungsbefehl vor. Das Geſicht Schlageters hat niemals vor einem franzöſiſchen Offizier einen Schatten ſeiner inneren Bewegung gezeigt. Er bat, daß er wenige Zeilen an ſeine Eltern ſchreiben dürfe. Auch die Handſchrift dieſes letzten Briefes iſt feſt.

26. 4 23.

Liebe Eltern! Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Ich werde wohl beichten und kommunizieren. Also dann auf ein frohes Wiedersehen im Himmel.

Noch einmals Gruß an Euch alle Lieben, Mutter Josef Otto, Frieda, Ida, Marie die lieben Schwager, Gottes Segen

Euer Albert.

Liebe Eltern! 26. V. 23.

Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Ich werde noch beichten und kommunizieren. Also dann auf ein frohes Wiedersehen im Jenseits.

Nochmals Gruß an Euch alle. Vater, Mutter, Josef, Otto, Frieda, Ida, Marie, die beiden Schwager, Göttis, die ganze Heimat. Euer Albert.

Posten ziehen auf. Ein Geistlicher wird zu Schlageter in die Zelle gelassen, damit er beichten und kommunizieren kann.

Schlageter spricht ganz ruhig zu dem französischen Offizier: „Ich werde nicht in Gegenwart von Ihnen und Ihren Soldaten mit meinem Gott reden."

Der Geistliche sieht den ungeheuren heiligen Ernst im Gesicht des Todgeweihten. Er findet ein paar Worte, die den französischen Offizier bestimmen, errötend die Zelle zu verlassen und die Posten draußen aufzustellen.

Nur fünf Minuten gibt man Schlageter für die heilige Handlung.

Der Offizier tritt in die Zelle und fragt ihn nach seinen letzten Wünschen. Schlageter sieht ihn fast ein wenig erstaunt an. Aber er weiß, daß er seine Nerven noch wird brauchen müssen. Er sagt: „Eine Zigarette . . ."

Er nimmt ein paar Züge, sieht auf das glimmende Feuer, und wirft die Zigarette zu Boden.

Festen Schrittes folgt er der Wache in das bereitstehende Auto.

Die Franzosen hatten die Exekution nach der menschenunwürdigen Vorschrift, die in ihrer Armee gilt, vorbereitet.

Draußen am Rande des Nordfriedhofs hielt eine Kompagnie. Vor dem Abfall eines alten Steinbruchs war eine Grube aufgeworfen. Davor stand ein starker Pfahl. Ein paar Offiziere, eine Gruppe französischer Infanterie.

Die Dämmerung des jungen Tages zieht herauf. Am Himmel blaßroter und dann dunkelroter Schein, wie von einer Wunde.

Die Verteidiger Schlageters sind am Platz. Er wird bei ihnen vorgeführt. Einen Augenblick preßt er die Lippen zusammen. Dann ist seine Stimme klar und fest, als ob er einen Sturmangriff kommandiere.

„Auf Wiedersehen!"

Er läßt sich ruhig zum Richtpfahl führen.

Nun kommt die Infamie der französischen Exekution, die auch auf deutschem Boden die Gemeinheit einer französischen Hinrichtung durchführen will.

Ein Sergeant bedeutet ihm, er solle niederknien. In Schlageters Augen, die schon dem Bild dieser Welt entsagt haben, flammt es noch einmal auf. Niemals! klingt ihm das Andreas-Hofer-Lied durch den Sinn . . . will sterben wie ich stritt . . .

Da drückt ihm eine Bestie von französischem Sergeanten von hinten die Knie durch, daß er auf den Boden sinkt.

Seine gefesselten Hände werden hinter ihm am Pfahl festgebunden.

Die Augen von Schlageter sind in diesem Augenblick blaue Blitze.

Eine Szene, so unerhört in ihrer Bestialität, daß selbst dieses französische Peloton unruhig wird. Man merkt Bewegung und nervöses Klirren. Der Offizier schreit in diesem Augenblick mit lauter Stimme, da er merkt, wie die Dinge stehen:

„Zurück!"

Trommeln wirbeln. Die Kompagnie präsentiert.

Schlageter reißt sich empor. Er kniet aufrecht.

„Feuer!"

Die Salve peitscht durch die Morgenstille.

Der Körper sinkt in sich zusammen. Ein Offizierstellvertreter tritt an ihn heran und setzt ihm den Revolver an die Schläfe.

Revolverschuß.

Noch einmal bäumt sich der arme Leib empor.

Schlageter ist endgültig gemordet.

Das Wort ſtirbt, der Lorbeer redet.

Durch die Morgenluft weht die Schande Frankreichs und der Ruhm eines deutſchen Menſchen, der ſeine Heimat heißer liebte als ſein Leben.

Der Bau Frankreichs, der Kerker für Deutſchlands Seele ſein ſollte, war um dieſe Zeit faſt vollendet. An dieſem Morgen brach ein Stein, ein kleiner Stein aus dieſem Bau. Man wußte es nicht, man ſah es nicht, aber eine Kerkerwand brach zuſammen. Ein Körper war von Kugeln zerfetzt, ein Märtyrer trug in Geiſterhänden die unſterbliche Idee von der Tat, der deutſchen Tat um des Vaterlandes willen.

*

Elberfelder Kameraden verlangten bei der franzöſiſchen Kommandantur, die merkwürdig nervös und betreten war, die Freigabe des Leichnams.

Der Sarg wurde aus dem beſetzten Gebiet nach Elberfeld überführt. Er wurde in der Stadthalle aufgebahrt und unter Kränzen begraben.

Die Reichskriegsflagge lag über dem toten Schlageter. Tauſende folgten ſeinem Sarge, als ihn Offiziere zum Bahnhof trugen, um ihn in die Heimat zu geleiten.

Auf den Bahnhöfen Tauſende von Menſchen, Korporationen, Vereine. Einig in Trauer und einig im Haß.

Nun, da dieſer einfache, liebenswerte und ſtarke deutſche Menſch geopfert war, fühlte man die Flamme des Opfers. Auch in Berlin bekam man um dieſe Zeit rote Flecke der Scham im Geſicht, wenn an Stellen, die wußten, wie die Dinge gegangen waren, der Name Schlageter fiel.

Schlageter hatte zu ſeinen Lebzeiten irgendwo im Baltikum die Abwandlung, nur den Schluß eines Liedes in finniſcher Sprachform kennengelernt: „Das Banner muß ſtehen, wenn der Mann auch fällt.“

Über ihm wehte die Fahne Deutſchlands, an die er geglaubt, für die er geſtorben war, ſchwarz-weiß-rot.

In der Heimat, zu Füßen ſeiner Schwarzwaldberge, wurde er zu Grabe getragen. Seine Eltern und ſeine Geſchwiſter ſtanden am Grabe.

Die Kameraden vom Feldartillerieregiment 76 ſtanden am Grabe. Die Freiburger Korporationen ſtanden am Grabe.

Und ſeine Mutter, die im Jahre 1926 geſtorben iſt, ſtand am Grabe und hatte tränenloſe Augen vor Schmerz.

Über den Kränzen, über den Reden, über dem Schmerz und über dem Lorbeer wehte aber die Fahne des Vaterlandes.

„Das Banner muß ſtehen, wenn der Mann auch fällt."